

addeo

Das Magazin der kath. Pfarreiengemeinschaft
Utting-Schondorf



Sommer 2018

Mehr Gott, weniger Kirche?



Es könnte doch sein

Servus, Richard!

Die Kirche passt nicht ins Dorf



„Wie lautet die Antwort?“,
fragten die Schüler.
„Es gibt keine Antwort.“
„Warum denn nicht?“
„Weil es keine Frage gibt!“,
sagte der Meister.

Später erklärte er: „Wenn man nichts über ihn sagen kann, über ihn, der über Gedanken und Worte hinausgeht, wie kann man dann etwas fragen wollen?“

Diese tiefe Einsicht eines Mystikers macht es uns nicht leichter. Wir sind es gewohnt, Fragen zu stellen und Antworten zu erwarten. Wir wollen einsehen, wissen, begreifen, uns ein Bild machen. Doch bei Gott stoßen wir an eine Grenze. Was ist das also für ein Bild, das vielleicht schon seit unserer Kindheit unsere Vorstellung von Gott bestimmt? In der Nähe meines Geburtsortes, in Kalady, lebte im 8. Jahrhundert ein Hindu-Philosoph und Theologe, Sree Sankaracharya. Er beschrieb Gott auf Sanskrit als „Neti, Neti“ - „Nicht das, nicht das“. Gott lässt sich nicht in unsere Vorstellungen, Gedanken und Worte fassen, er lässt sich in keine Form pressen. Seine Antwort: „Neti, Neti“. Nicht das, nicht das. Gott ist ein unfassbares Geheimnis. Dennoch sollen wir diesen unbekannteren Gott suchen, frei von allen traditionellen Vorstellungen und Schablonen. Und wo sollen wir ihn suchen? In uns und um uns herum. Dieser Hinweis stammt vom Heiligen Paulus: „Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir.“ (Apg 17, 16).

Die Begegnung mit Gott kann also nur ein mystisches Geschehen sein. Wir Christen müssen uns von Gottes Barmherzigkeit und Liebe inspirieren lassen. Und Gottes Liebe muss für un-

sere Mitmenschen zunächst in der Begegnung mit uns selbst erfahrbar werden. Die Frage kann also nicht lauten: Existiert Gott? Und wie sieht er aus? Wir müssen uns vielmehr fragen: Wie kann ich als Christ Gottes Liebe weiterschicken? Wird durch mich, der ich selbst von Gott beschenkt bin, seine Liebe in der Kirche spürbar?

In dem aktuellen Dokumentarfilm von Wim Wenders „Papst Franziskus - Ein Mann seines Wortes“ nimmt der weltbekannte deutsche Regisseur uns mit auf eine sehr persönliche Reise mit Papst Franziskus. Dieser ermutigt uns, in Anlehnung an den heiligen Franziskus von Assisi, wieder auf die grundlegenden Werte zu bauen: Gerechtigkeit, Toleranz, Barmherzigkeit, Solidarität mit den Armen und Engagement für den Frieden. Das ist Gottes Wille, und das sollte auch unser Anliegen sein - das Anliegen der Kirche.

Der Glaube wächst von innen. Die Kirche ist daher nicht das Ziel der Gottsuche, sondern ein Wegbegleiter, ein Wegweiser hin zu dem einen, unbekannteren, unfassbaren Gott. Es bleibt das Geheimnis des Glaubens. Aber wir sind auf dem Weg.

So wünsche ich uns allen, die wir als Gott-Suchende unterwegs sind, dass wir in IHM sind und seine Liebe und Barmherzigkeit auch als Kirche und in der Kirche lebendig werden lassen.

Herzlich,
Ihr Pfarrer

P. Xaver Namplampara CST

Das Thema, das wir für diese Sommerausgabe unseres Pfarrmagazins adeo gewählt haben, beschäftigt mich sehr: **„Mehr Gott, weniger Kirche?“**

Was bedeutet das konkret? Welche Forderungen stecken dahinter? Von welcher Kirche sprechen wir? Welche Gottesvorstellung prägt unser Denken?

Im Hinduismus, der größten Religion in meinem Heimatland Indien, gibt es unzählige Götter. Doch eine größere Anzahl von Göttern ist bei unserer Fragestellung natürlich nicht gemeint. Und warum „weniger Kirche“? Damit kann doch nur eine starre „Amtskirche“ gemeint sein, die Gott und den Menschen aus dem Blick verliert.

Eine Geschichte von Pater Anthony de Mello, einem Mystiker und Theologen aus Indien, kommt mir in den Sinn:

„Existiert Gott?“ fragte der Meister eines Tages.
„Ja“ sagten die Schüler im Chor.
„Falsch!“, sagte der Meister.
„Nein“, sagten die Schüler.
„Wieder falsch!“, sagte der Meister.

4



Wir brauchen mehr Gott und weniger Kirche
Leitartikel von Georg Kappeler SJ

7



Konsequent, eigentlich...
Entscheidungen zwischen Herz und Verstand

8



Servus, Richard!
Zum Abschied von Gemeindefereferent
Richard Ferg

12



Es könnte doch sein
Ich weiß nicht, ob es Gott gibt.
Aber es könnte doch sein.

15



Puccini fehlt!
Er sah aus wie Puccini, doch er war
unser Lateinlehrer.

18



Himmelsbrief
Simone Weil schreibt über Kopfschmerzen,
Schönheit und die Liebe zu Gott.

20



Engagiert
Kurzportraits unserer Pfarrgemeinderäte

24



Es hat mir einfach Spaß gemacht
Interview mit Organist Michael Bauer

26



Die Kirche passt nicht ins Dorf
30 Jahre Mariä Heimsuchung, 25 Jahre Orgel

28



Auf dem Weg der Versöhnung
Was uns mit Boves verbindet

32



Rätsel / Glück gehabt
Hirnakrobatik für Fortgeschrittene

35



Termine / Impressum

Wir brauchen mehr Gott und weniger Kirche

Ein seltsamer Titel für unser adeo-Magazin. Stimmt das eigentlich: Von Kirche ist dauernd die Rede, aber das Sprechen von Gott kommt viel zu kurz? Das betrifft zunächst uns Christen in unserem kirchlichen Milieu, in unseren christlichen Kreisen.

Da gibt es die durchaus ernstzunehmende Behauptung, die Kirche drehe sich meist um sich selbst, in ständiger Selbstbe Spiegelung. So sehen es zum Teil die Medien, wenn sie beispielsweise über den Kommunionstreit dieser Tage berichten. Man darf sich dann nicht wundern, wenn es heißt: Die Kirche fährt sich selbst an die Wand! Oder etwas milder: Haben die keine größeren Probleme? Die Gemeinschaft der Bischöfe, für die wir in jeder Messe beten, bietet zur Zeit in der Öffentlichkeit wahrlich kein gutes Bild.

Zeigen wir aber nicht nur mit dem Finger auf unsere Bischöfe! Unsere Kirche vor Ort kämpft mit dem Priestermangel; es gibt aber genauso den Mangel an Pastoral- und Gemeindereferenten. Die Verwaltung des Mangels, der von Jahr zu Jahr größer wird, führt, wie vor Jahren in der Landwirtschaft, zu einer Flurbereinigung – zu Pfarreiengemeinschaften, zu Pfarrverbänden, zu Seelsorgeeinheiten, wie es in den verschiedenen Diözesen recht unterschiedlich heißt. Und jeder weiß: Das ist auch nicht das Gelbe vom Ei! Viel Energie und Zeit wird in unendlichen Diskussionen auf dieses Thema verwandt. Und



die Verantwortlichen bei diesen „Strukturreformen“ wissen: So kommen wir auf Dauer nicht weiter, so schaffen wir keine Kirche für die Zukunft.

So
kommen
wir auf
Dauer
nicht
weiter

Der Autor dieser Zeilen ist naiv genug, um auf die Menschen vor Ort zu vertrauen – und auf den Geist Gottes, der in diesen Menschen wirkt. Vielleicht gibt es Lösungen für die Zukunft, die nicht verordnet werden können, die aber dennoch wachsen. In unseren Pfarrbüros in Deutschland stehen die Ordner brav in

Reih' und Glied in den Regalen. Da wird so vieles abgeheftet, aber an Neuem kommen nur die Kirchengaustritte hinzu. Neue Ideen und Gedanken, neue Initiativen brauchen einen Geist, um den wir heftig an jedem Pfingstfest bitten. Sie brauchen den Glauben, dass dieser Geist Gottes schon da ist; sie brauchen die ehrliche Gewissensforschung, ob wir nicht selbst diesem Geist das Wasser abgraben, das er zum Wachsen so dringend benötigt. Die Behauptung etwa, es sei schon immer so gewesen und anders haben wir's noch nie gemacht, ist tödlich, wenn etwas Neues, Besseres entstehen soll.

Wir katholische Christen dürfen ruhig etwas stolz sein auf unsere weltweite Kirche. Gleichzeitig aber ist „Kirche“ für uns immer die Kirche vor Ort. Jedes Jahr beim Patrozinium singen wir: „Ein Haus voll Glorie schauet...“. Das klingt sehr triumphalistisch und passt nicht mehr in unsere Zeit. Das zeichnet kein glaubwürdiges Bild von Kirche!

So sind nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil für dieses beliebte Kirchenlied auch die Strophen 3-5 entstanden, in denen wir singen: „Die Kirche ist erbauet auf Jesus Christ allein“ - „Seht Gottes Zelt auf Erden, verborgen ist er da“ - „Sein wandernd Volk will leiten der Herr in dieser Zeit“. Mit einem solchen Bild von Kirche lässt sich heute glaubwürdig Eucharistie feiern. Da geschieht Gemeinschaft im Heiligen Geist. Ich zitiere an dieser Stelle bewusst unseren Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier mit seinem Beitrag zur Diskussion um das Kreuz: „Was uns sonntags in der Kirche fehlt, das wird das Kreuz in den Behörden nicht ersetzen können.“

Ohne die Kirche als Institution und Gemeinschaft, ohne die Vorfahren im Glauben gibt es keine christliche Überlieferung. Doch im Kern wächst der Glaube von innen her. Kirche kann für die Gottesgeburt im Men-

schen wie eine Hebamme helfen. Gebären muss jeder selbst. Das Lebensglück des Menschen heißt Gott, nicht Kirche.

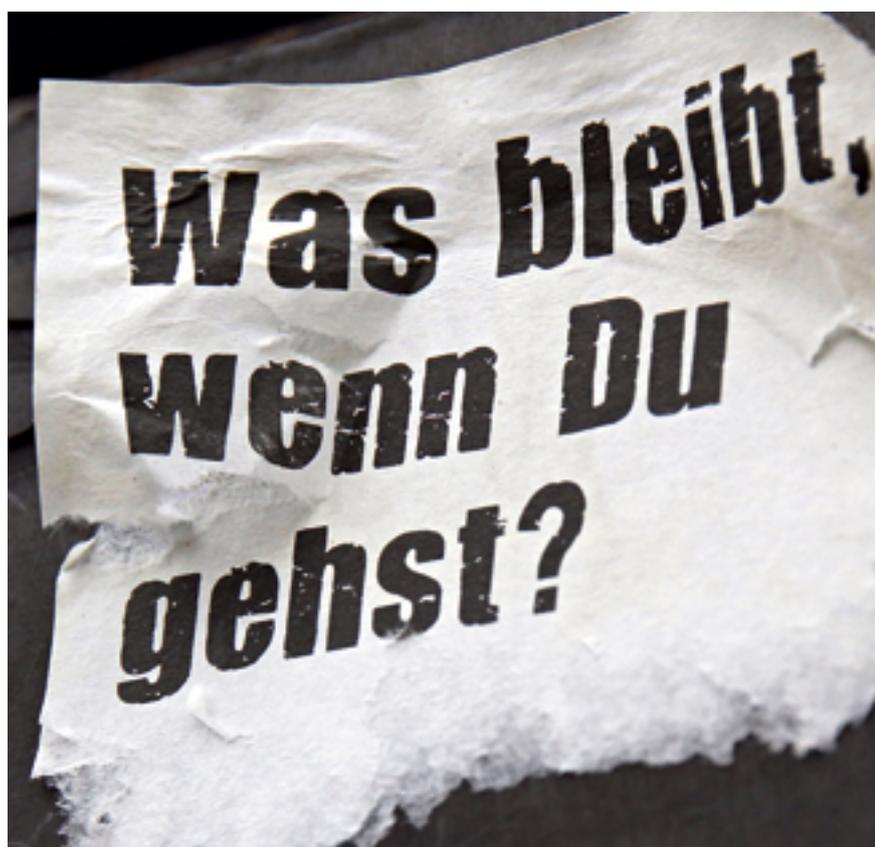
Gott ist kein Lückenbüßer!

„Wir brauchen mehr Gott“, so lautet die Behauptung im Titel unseres Magazins. Da kann es einen schon schütteln, wenn man in einer Zeitschrift liest: „Gott, wie nutzlos“. Im Leben vieler Menschen bei uns in Deutschland kommt Gott nicht mehr vor. Viele meinen sogar: Ich brauche Gott nicht! Und dort, wo Gott geglaubt wird, da soll er sich nützlich erweisen, soll er Halt geben, vor allem Trost schenken. Gebildete

Menschen, so lautet eine populäre These, brauchen Gott nicht mehr. Andererseits wächst die Erkenntnis: Gott ist kein Lückenbüßer! Ein neues Bild von Gott wächst heran, auch oder gerade bei Menschen mit Bildung, bei Menschen mit Herzensbildung.

Menschen mit Herzensbildung - das sind wir Christen wohl alle. Wir bemühen uns wenigstens darum. Um Bildung müssen wir uns alle bemühen, auch um religiöse Bildung. Damit ist kein akademisches Studium gemeint, wohl aber das Interesse, sich mit religiösen Fragen zu beschäftigen. Das ist notwendig in heutiger Zeit, angefangen beim Kommunionkind bis hin zum Bischof. Gerade die Amtsträger müssen eine Sprache finden, die aufgeklärten Menschen unter die Haut geht – eine Sprache, die auch außerhalb des kirchlichen Milieus verstanden wird. Die Kirche muss ihre Traditionen im rechten Verhältnis verstehen, sodass sie die Botschaft Jesu ganz neu sagen kann. Sie muss Überkommenes abwerfen: Floskeln, die über Unkenntnis hinwegtäuschen sollen, Formeln, die aufgrund von Gedankenleere heruntergebetet werden, Riten als leere Handlungen ohne Bedeutung.

Der Mensch muss seine Sprache ständig weiterentwickeln, auch die religiöse. Die Kirche muss die Menschen befähigen, theologische Fragen von naturwissenschaftlichen Fakten zu unterscheiden, damit sie wieder einen Sinn für Symbole, Bilder und Erzählungen entwickeln können. Im Zentrum jedes kirchlichen Tuns muss das Verstehen der göttlichen Botschaft stehen. Diese Botschaft muss den Menschen in wichtigen Fragen helfen und Antworten bieten. Die





wissenschaftliche Theologie an den Universitäten und Hochschulen sollte dazu die Vorarbeit leisten, anstatt sich nur mit sich selbst zu beschäftigen.

Gott neu denken, so heißt die Aufforderung.

Gott neu denken, so heißt die Aufforderung. Da fängt einer mit dem Glauben vielleicht so an: Ich weiß nicht, ob es Gott gibt. Aber es könnte doch sein! Ich denke da an meinen berühmten Mitbruder Teilhard de Chardin. Während kirchliche Konventionen vor seinen Augen einstürzten, fühlte er sich dem Angelpunkt des Christentum näher als je zuvor. „Ich bin

immer mehr entschlossen, dem Leben zu vertrauen, ohne mich über etwas zu verwundern.“ Sich an Teilhard de Chardin zu erinnern, tut gut in diesen Zeiten, in denen sich wieder so ein lähmender Kleinmut ausbreitet, der das Heil in der Abschottung vor neuen Entwicklungen und im Rückzug auf Vergangenes sucht. Glaube war für Teilhard de Chardin „Hingabe an die von Gott beseelte Welt“. Es gilt die Weisheit der Mystiker: Wo immer wir ankommen, ist Gott schon verborgen zugegen.

Es gebietet in heutiger Zeit die Mündigkeit des Christen, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen. Nach dem großen Abräumen und Aufräumen in der Religion kommt dann die Erkenntnis wieder: Gott ist groß. Es gibt mehr und anderes als das Naheliegende. Die Menschen finden Mut zum Überschreiten, zum Transzendieren. Der Mystiker Meister Eckhart sagt: „Ich bin dessen so gewiss, dass mir kein Ding so nahe ist

wie Gott. Gott ist mir näher als ich mir selbst.“

Die Mühe, ein mündiger Christ zu werden, kann keinem abgenommen werden. Jeder Christ heute hat das Recht, informiert zu werden, was das bedeutet: Gott neu denken. Jesus sagt: Gott ist mein und euer Vater. Das ist eine Aussage, die kein neues Denken von Gott verlangt. Jedes Kind versteht diese Botschaft Jesu. Wenn es aber darum geht, die Schöpfungsgeschichte der Bibel in Einklang zu bringen mit den Erkenntnissen der modernen Naturwissenschaften, dann braucht es ein neues Denken von Gott – ein neues Gottesbild. Ja, wir brauchen tatsächlich mehr Gott!

Georg Kappeler SJ



Konsequent, eigentlich ...

„**Konsequenz** (von lateinisch *consequi* ‚folgen‘, ‚erreichen‘) ist eine – oft zwingende, mindestens jedoch mögliche – Folgerung.“ Das sagt Wikipedia zu diesem Thema. Geht's noch genauer? Ich suche weiter und werde fündig: „**Erzieherische Konsequenz** bezeichnet pädagogisch angemessene, spürbare Folgen (Konsequenzen) zum Verhalten eines Kindes, insbesondere lernwirksame Belohnungen für gutes Bemühen“... und so weiter und so fort!

Definitionen sind die eine, deren konsequente Anwendung im Alltag und in der Familie eine andere Sache. Dazu stelle ich mir täglich gefühlt tausend Fragen, wie das für mich aussehen kann.

In allen Bereichen meines Lebens werden spürbare Folgen meines Tuns sichtbar. Familie, Freunde, Arbeit, Schule, Ehrenamt, Medien, Werbung, alles produziert Input und schafft damit die Grundlage für meine Entscheidungen. Ein Beispiel: Einkaufen? Natürlich regional! Also keine Bananen aus Übersee. Aber woher denn sonst? Und EIGENTLICH enthalten die doch so viel Kalium und sind lecker und gesund. Die Entscheidung fällt zugunsten der Banane, dafür aber BIO! So wird auch der Bananenpflanzer in Sri Lanka unterstützt. Zweite Forderung: Nachhaltig! Das bedeutet: keine deutschen Erdbeeren aus der Plastikschaale. EIGENTLICH schade, sind ja deutsche Erdbeeren, aber Plastik vermeiden ist wichtiger! Ich entscheide



Redaktion, fällt Konsequenz oft nicht leicht. Beides will gut überlegt sein: ein klares „Ja!“ zu einer neuen Verantwortung bei vollem Einsatz und ebenso das berühmte „Nein!“ bei einer zusätzlichen Aufgabe, die Zeit und Kraft zu überfordern droht.

mich gegen die Erdbeeren und warte, bis ich offene Ware am Stand bzw. in einer Pappverpackung kaufen kann.

Merken Sie was? Verantwortungsvoll Entscheidungen treffen und dabei die Konsequenzen bedenken wirkt sich deutlich auf alle Bereiche unseres Lebens aus. Mir nützt dabei oft das Wörtchen EIGENTLICH. Es hilft mir die Dinge in Frage zu stellen und mein Handeln zu hinterfragen. Aber ein bedachtsames EIGENTLICH, das folgenlos bleibt und nur dem guten Gewissen dient, das hat nichts mit Konsequenz zu tun. So verpufft die Energie, die in diesem EIGENTLICH steckt. Was bleibt, ist das Unbehagen, einer persönlichen Entscheidung aus dem Weg gegangen zu sein.

Vor allem im ehrenamtlichen Bereich, das betrifft bei mir hauptsächlich mein Engagement in der Schule und in der adeo-

Auch hier hilft mein Zauberwort EIGENTLICH beim Erwägen von Für und Wider. Ist meine Entscheidung nach einem solchen Prozess schließlich gefallen, dann kann ich sehr gut mit ihr leben.

Zugegeben, oft bleibt es auch bei mir nur beim Versuch, konsequent zu sein. Gerade in der Kindererziehung ist Nachgeben um so viel leichter als Strenge und Konsequenz. Man kennt ja die Folgen: schlechte Laune, Tränen, hängende Unterlippen. Das muss man auch nicht jeden Tag haben. Also gilt es abzuwägen. Denn EIGENTLICH bin ich ja konsequent - nur nicht um jeden Preis. Fröhliche und liebe Kinder danken es mir. Der Verstand berät, das Herz entscheidet. Ich fahre gut damit.

Evelyn Kraus



Servus, Richard!

Seit September 2010 war Richard Ferg Gemeindeferent in der Pfarreiengemeinschaft Utting-Schondorf. Im April dieses Jahres wurde bekannt, dass er zum September 2018 in die Pfarreiengemeinschaft Starnberg versetzt werden wird. Die Nachricht schlug ein wie eine Bombe. Für unsere Pfarreiengemeinschaft ist dies ein großer Einschnitt. Zeit für ein Abschiedsinterview.

Richard, seit acht Jahren bist Du nun Gemeindeferent in unserer Pfarreiengemeinschaft. War's jetzt an der Zeit zu gehen?

Für mich war es nicht an der Zeit zu gehen. Ich wäre gerne noch ein paar Jahre hier geblieben, um die Dinge weiterzuführen, die sich bis jetzt ganz gut entwickelt haben. Ich verstehe nicht so ganz, warum ich gehen muss. Aber die Diözese hat andere Pläne, und da muss man sich fügen.

Wenn Du Deine Arbeit in den vergangenen acht Jahren Revue passieren lässt: Hast Du in Utting und Schondorf alles umsetzen können, was Du Dir vorgenommen hattest?

Sagen wir es so: Ich habe viel umgesetzt, was ich mir nicht vorgenommen hatte und was einfach so auf mich zugekommen ist. Sicherlich habe ich auch Dinge umsetzen können, die ich mir vorgenommen hatte. Ich denke da vor allem an die Ministranten- und Jugendar-



beit. Die Vorliebe dafür kommt aus meiner Biografie. Mit dieser Arbeit bin ich groß geworden in der Kirche. Aber dann kam vieles, das ich so nicht erwartet hatte und wofür ich im Rückblick dankbar bin. Angebote wie die "Nacht der offenen Kirchen", der Gebetskreis oder auch die "Zeit der Stille" plant man nicht, die kommen sozusagen auf einen zu.

Was war rückblickend für Dich das Schönste in diesen Jahren?

Das Schönste waren für mich immer Erstkommunion und Firmung. Es ist einfach schön, die Kinder zu erleben, wie sie in diese Feste hineinwachsen. Besonders bei der Erstkommunion begleitet man die Kinder ja über ein halbes Jahr. Man erlebt, wie die Vorfreude bei den Kindern und ihren Eltern steigt. Und dann ist es einfach schön, mit ihnen zu feiern. In diesen acht Jahren hatte ich dann Jugendliche bei der Firmung, die ich schon auf dem Weg zur Erstkommunion begleiten durfte.

Es ist spannend zu sehen, wie sie groß werden, wie sich ihre Fragen wandeln. Das waren für mich die absoluten Highlights, die natürlich auch am meisten Zeit gekostet haben. Und dann gibt es immer wieder diese Momente, in denen man spürt, dass man Menschen Freude macht mit dem, was man tut.

Wie groß ist im Moment der Abschiedsschmerz bei Dir?

Momentan habe ich noch so viel anderes zu tun, dass ich den bevorstehenden Abschied wohl noch nicht ganz realisiert habe. Der Abschiedsschmerz bezieht sich vor allem auf die Menschen, die ich hier kennenlernen durfte. Natürlich werde ich versuchen, Kontakte aufrecht zu erhalten. Aber ich spüre, das ist ein Einschnitt für mich und auch für die Menschen, die hier bleiben. Traurig macht mich auch, dass ich vieles nicht weiterführen kann. Besonders in der Ministranten- und Jugendarbeit sehe ich, wie der eine oder andere groß geworden ist. Mit diesen Jugendlichen könnte man jetzt gut arbeiten. Es ist schon schmerzhaft, dass das nun nicht mehr möglich ist. Aber persönlich schaue ich nach vorne und gehe meinen Weg weiter.

Deine Versetzung nach Starnberg wird mit dem Mangel an pastoralem Personal begründet. Ein Loch wird gestopft, indem man ein anderes aufreißt. Warum gibt es so wenige Menschen, die den Beruf des Gemeinde- oder Pastoralreferenten ergreifen wollen? Ist der Beruf nicht attraktiv genug, erfährt er nicht genug Wertschätzung?

Das ist schwierig zu sagen, weil hier viele Faktoren zusam-

men kommen. Zum einen ist es schwer, sich etwas unter diesem Beruf vorzustellen. Mir ging es am Anfang auch so. Man liest zwar, was die Aufgaben in diesem Beruf sind, aber in der



Realität ist es ganz anders. Die Bandbreite der Aufgaben ist viel größer als das, was man im Vorfeld des Studiums oder sogar in der Berufseinführung hört.

Für mich ist der Personalmangel auch in der derzeitigen Entwicklung der Kirche begründet. Im Grunde wissen alle Berufe der Kirche derzeit nicht, wohin es geht. Die Bedingungen vor Ort sind so unterschiedlich. Denn es ist ein ganz anderes Arbeiten, ob ich einer Pfarreiengemeinschaft mit sechs oder mehr Pfarreien arbeite oder in einer mit nur zwei. Es sind viele Unwägbarkeiten im Spiel. Ich meine, man müsste einfach klarer herausstellen, dass es kaum einen Beruf gibt, der so vielfältig ist und so viele Möglichkeiten bietet. Dieser Beruf erlaubt einem viel Freiheit. Und ich meine schon, dass die Diözesen besser mit ihrem Personal umgehen müssten. Auch die Bezahlung spielt natürlich eine Rolle. Für mich war das hier ein Glücksfall. Die Arbeitsbedingungen waren ideal. Aber ich kenne Kollegen, die haben nicht einmal ein richtiges Büro,

weil zu wenige Räumlichkeiten zur Verfügung stehen. Die müssen um alles kämpfen. Für mich geht es da auch um Wertschätzung jenen Menschen gegenüber, die diesen Beruf ausüben.

Du hast hier in den vergangenen Jahren mit zwei leitenden Pfarrern, zwei Priestern zur Mithilfe und vielen Ehrenamtlichen zusammengearbeitet. Du hast das Zusammenwachsen der Pfarreiengemeinschaft mitgestaltet und viele Initiativen begleitet. Wie beurteilst Du den Zustand der Pfarreiengemeinschaft heute? Kann erhalten werden, was auf den Weg gebracht wurde?

Ich habe im Jahr 2010 zusammen mit Pfarrer Gleich hier angefangen. Dann kam Pater Kappeler dazu. Wir waren also zusammen mit Pfarrer Weiß vier Leute, die sich viel eingebracht haben. Das war ein großer Luxus in den ersten Jahren: ein leitender Pfarrer, zwei Priester zur Mithilfe. Für mich war es leicht in dieser Zeit, weil ich mich auf meine Schwerpunkte konzentrieren konnte. Das ist für eine Pfarreiengemeinschaft der Idealfall. Es war spannend, weil vieles erst am Werden war. Ich musste eigentlich nie gegen das Argument „Es war aber schon immer so“ angehen. In diesen Jahren ist sehr viel entstanden. Dann kamen die Krankheit von Pfarrer Gleich, der Weggang von Pfarrer Weiß und auch die Krankheit von Pater Kappeler. Plötzlich war allein ein Priester aus Indien da. Das ist eine große Herausforderung. Zum einen fehlt natürlich die Arbeitskraft; andererseits fehlt aber auch die Vielfalt. Gott sei Dank ist Pater

Kappeler wieder da. Das, was von der anfänglichen Anzahl an Personal geleistet wurde, kann man so einfach nicht aufrecht erhalten. Vor allem, wenn eine Stelle wie meine halbiert oder gar nicht mehr besetzt wird, ist es schlicht von der Arbeitsleistung her nicht machbar. Ich denke, man muss jetzt nach diesen neun Jahren Pfarreiengemeinschaft innehalten und sehen, was gut läuft, was geändert werden und wo Pfarreiengemeinschaft vielleicht weitergedacht werden muss.



Künftig wird es in unserer Pfarreiengemeinschaft vielleicht nur noch eine halbe Stelle für einen pastoralen Mitarbeiter geben. Die Sakramentenvorbereitung, die Jugend- und Ministrantenarbeit sowie viele pastorale Angebote könnten dadurch gefährdet sein. Wie kann unter diesen Umständen überhaupt noch Seelsorge betrieben werden, die den Namen auch verdient?

Man muss es leider so sagen, aber wenn ich weg bin und die Stelle nicht angemessen besetzt wird, dann wird einiges wegbrechen. Das kann ehrenamtlich nicht kompensiert wer-

den. Es fehlt dann auch die Person, die alles zusammenführt. Es ist eine wichtige Aufgabe, die ehrenamtlichen Mitarbeiter zusammenzubringen, Raum zu schaffen, in dem neue Dinge entstehen können.

Pastoral wird es eine Konzentration auf die Sakramentenvorbereitung geben müssen. Die Hauptaufgabe des Pfarrers wird es sein, diese irgendwie zu bewerkstelligen. Das ist die Basis. Darüber hinaus muss man sehen, was sonst noch zu leisten

ist. Unter Pastoral verstehe ich persönlich viel mehr als nur die Sakramentenvorbereitung. Pastorale Arbeit heißt, dass wir alle Menschen im Blick haben, nicht nur jene, die auf ein Sakrament vorbereitet werden müssen. Viele Menschen sind auf der Suche. Das spüren wir bei unseren Angeboten, die wir gemeinsam entwickelt haben. Die Pastoral der Zukunft wird weniger aus regelmäßigen Angeboten oder Veranstaltungen bestehen. Diese werden deutlich weniger werden. Ich glaube, dass aus vielen kleinen Gemeinschaften heraus Neues entstehen kann und der persönliche Kontakt immer wichtiger werden wird.

Im Erzbistum München und Freising gibt es jetzt einen Modellversuch, bei dem Haupt- und Ehrenamtliche gleichberechtigt in Teams einen Pfarrverband leiten. Diese Pfarrverbände haben keinen Pfarrer mehr, nur einen Priester, der die Sakramente spendet, aber keine Leitungsfunktion mehr hat. Das ist auch eine Reaktion darauf, dass immer mehr Priester nicht zur Leitung befähigt sind. Kannst Du Dir dieses Modell auch in unserer Diözese Augsburg vorstellen?

In der Theorie kann ich mir das schon vorstellen. In der Praxis wirft dieses Modell natürlich Fragen auf. Für mich ist die Hauptfrage, wer in diesem Modell die handelnden Personen sind. Wer übernimmt dann letztlich die Verantwortung in einem solchen Team? Wir kennen es gar nicht anders, als dass der Pfarrer auch der Leiter ist. Natürlich erleben wir jetzt, dass diese Leitung häufig nur noch auf dem Papier ausgeübt wird. Ich finde es richtig und spannend, das einfach einmal auszuprobieren, wie es jetzt einige Bistümer in Deutschland tun. Wir werden sicher nicht flächendeckend ein Einheitsmodell finden. Es gibt Gemeinden mit kompetenten Haupt- und Ehrenamtlichen, die so ein Team bilden und das auch leisten können. In anderen Gemeinden findet sich vielleicht niemand für diese Aufgabe. Es muss vor Ort geklärt werden, was möglich ist. Ich fände es gut, wenn ein Bischof sagen würde: "Probiert es aus und schaut, was für Euch passt."

Ein anderer Begriff ist auch seit längerem in der Diskussion und wird in letzter Zeit wieder häufiger ins Spiel ge-

bracht – sogar vom Generalvikar einer deutschen Diözese: die sogenannten „Viri probati“, also die „bewährten“ verheirateten Männer, die man zu Priestern weihen könnte. Sie würden für ihre jeweiligen Gemeinden ordiniert, könnten dort die Eucharistie feiern und die Sakramente spenden. Mit Deiner Ausbildung und Erfahrung wärst Du doch geradezu prädestiniert für diese Aufgabe. Siehst Du darin auch für Dich eine Zukunft?

ist auch ein Rollenbild. Und das möchte ich nicht. Für mich war es eine bewusste Entscheidung zum Laiendienst. Der Priester ist doch sehr auf die Sakramente festgelegt und hat damit schon so viel an Aufgaben, den ich habe. Mein Blick geht derzeit sehr stark zu jenen 90 Prozent, die ich im Gottesdienst nicht sehe. Zu diesen Menschen kann ich nach meinem Gefühl als Laie einen besseren Zugang finden, als dies einem Priester

mit einem fertigen Paket nach Starnberg gehen, sondern erst einmal schauen, wie die Situation dort ist. Im Moment weiß ich noch relativ wenig. Ich weiß, dass es dort viele Ministranten gibt. Es ist auch eine relativ junge Pfarreiengemeinschaft, in der vieles neu entstehen muss. Zunächst möchte ich schauen und hören. Dann werde ich die vordringlichen Aufgaben wie Erstkommunion- und Firmvorbereitung angehen. Ich lasse das alles jetzt auf mich zukom-



Für mich persönlich sehe ich darin derzeit keine Zukunft. Wenn du heute Priester wirst, egal ob auf dem klassischen Weg oder als „Vir probatus“, hast du immer noch Leitungsfunktion. Ohne diese könnte ich mir das eher vorstellen. Ich bin in meiner Arbeit viel freier und merke auch, dass sich manche Menschen leichter tun, mit jemandem wie mir zu sprechen als mit einem Pfarrer. Als Pfarrer stehst Du besonders bei älteren Menschen häufig immer noch auf einem Podest. Das hängt natürlich auch von der jeweiligen Persönlichkeit ab, aber es

möglich ist. Ganz einfach, weil ich mehr Zeit und mehr Freiraum habe.

Wie geht es jetzt weiter für Dich? Welche Schwerpunkte wirst Du an Deiner neuen Stelle setzen? Und empfindest Du neben dem Abschiedsschmerz auch eine gewisse Vorfreude auf die neue Pfarreiengemeinschaft?

Ich finde es durchaus spannend, etwas Neues zu beginnen. Es wird natürlich eine Herausforderung, alle Leute neu kennen zu lernen. Ich werde sicher nicht

men und freue mich auch, etwas Neues machen zu können. Bei aller Herausforderung bin ich ganz zuversichtlich.

Wir sind dankbar für Deinen Dienst bei uns in Utting und Schondorf. Du hast hier wirklich Spuren hinterlassen und wirst von vielen vermisst werden. Alles Gute und Gottes Segen für die neuen Herausforderungen in Starnberg!

*Interview:
Andrea Weißenbach*



Es könnte doch sein

Manchmal tauchst du auf. Aus dem Nichts. Ich nenne dich Gott. Ich rechne nicht mit dir, das Rechnen habe ich aufgegeben. Du bist ein Gleichnis mit zu vielen Unbekannten. Du meldest dich nie an. Ich habe keine Chance, einen Kuchen zu backen oder mein Leben in Ordnung zu bringen. Du tauchst auf, und ehe ich dich fassen kann, bist du wieder weg.

finden dich zu lax, die anderen zu streng und ein paar wollen wissen, warum du einen Bart trägst. Nur als Beispiel. Und deshalb denke ich mittlerweile: Wir sind quitt. Du brauchst dich nicht zu erklären, ich nehme dich, wie du bist. Denn das habe ich von dir gelernt. Du nimmst mich, wie ich bin. Damit meine ich kein trotziges „Ich will so bleiben, wie ich bin“. Nein.

Ich mag es, dass du einfach so auftauchst. Es gibt meinem Leben eine Erwartung. Hinter jeder Ecke könntest du stehen. Obwohl du das ja gerade nicht tust. Ich hatte noch nie eine Vision, in der du plötzlich vor mir standest.

Ich weiß nicht, ob es Gott gibt. Aber es könnte doch sein.



Es gibt Leute, die können genau sagen, wann sie Jesus begegnet sind. Am 23. September oder am 14. März. An diesem Tag haben sie IHM ihr Leben übergeben. Ihre Augen leuchten, wenn sie davon erzählen. Sie sind sich sicher. Ein bisschen beneide ich sie, denn ich bin es nicht.

Dennoch: Leute, die allzu genau wissen, wie Gott ist und was Gott will, haben mich schon immer skeptisch gemacht. Woher wissen die das? Ich weiß nicht, ob es Gott gibt, aber es könnte doch sein. Das ist nicht viel, zugegeben. Fester Boden sieht anders aus. Vielleicht geht es darum, das Schweben zu lernen. Kein Wunder, dass Engel meistens mit Flügeln gemalt werden. „Ich setzte den Fuß in die Luft / und sie trug“, schrieb die Dichterin Hilde Domin. Das deutet an, was Glauben ist.

Du erklärst dich auch nicht. Das hat mich lange gestört. Ich fand, wenn du schon willst, dass ich an dich glaube, dann könntest du dir mehr Mühe geben, dein Tun und dein Nicht-Tun etwas nachvollziehbarer zu machen. Du bist ein Rätsel – nein, eher ein Geheimnis. Ein Rätsel kann man lösen, wenn man nur lang genug nachdenkt. Dich kann man nicht lösen.

Ich versuche, zu werden, die ich sein kann. Das habe ich auch von dir. „Ich werde sein, der ich sein werde“, hast du mal gesagt. Wandel ist dein Programm.

Ich weiß nicht, ob es Gott gibt, aber es könnte doch sein.

Auf eine Art verstehe ich dich. Ich mag es auch nicht, mich rechtfertigen zu müssen. Du wärst wahrscheinlich ständig damit beschäftigt, dich zu erklären. Man kennt das ja: Die einen

Ich weiß
nicht, ob es
Gott gibt.
Aber
es könnte
doch sein.

Gibt es mich? Eindeutig ja, würde ich sagen. Ich sehe meine Hand, die schreibt. Wenn ich aufschaue, spiegelt sich mein Gesicht im Fenster. Heute Mor-

gen habe ich mit meinem Freund geskyppt. Er sah mich auf seinem Bildschirm, stellte mir Fragen, auf die ich antwortete, und machte eine Bemerkung über mein Haar, das ich anders trug als sonst. Und dann habe ich ja auch noch eine Geburtsurkunde und einen Personalausweis. Ich bin offiziell in der Welt.

Das alles hat Gott nicht. Seine Existenz ist nirgendwo beglaubigt, jedenfalls nicht offiziell. Seine Botschaften bleiben im Vagen, manche hören sie, andere nicht. Über sein Aussehen können wir nur spekulieren. Lange Zeit hielt sich das Bild eines Mannes mit Bart. Dann gab es eine Übergangsphase als Mutter. Mittlerweile neigt man dazu, ihn jenseits aller Bilder zu sehen. Was es auch nicht leichter macht.

In der Bibel wird sein Spiegelbild beschrieben. Das könnte ein Anhaltspunkt sein. Gott hat den Menschen nach seinem

Ebenbild gemacht. Rückschließend hieße das, Gott könnte einem schwulen Inuit mit Downsyndrom gleichen. Oder einer indischen Anwältin mit sieben Kindern. Auch Donald Trump wäre Gottes Spiegelbild, Mutter Teresa, Herr Kleinschmidt von nebenan, Benno Ohnesorg und Heidi Klum. Sie und ich.

Womit ich wieder bei mir bin. Wenn ich Gottes Spiegelbild bin – gibt es mich dann nur, wenn Gott existiert?

Gibt es
mich?
Vielleicht
nicht.
Gibt es
Gott?

Möglicherweise spielt auch das keine Rolle, solange der Traum von Gott mein Leben reicher macht. Wenn ich mein Leben lang um diese Frage kreiste: Gibt es Gott oder gibt es ihn nicht? Wenn ich mein Leben lang nach einem Beweis suchte – und am Ende bekäme ich ihn: Was hätte ich gewonnen?

Ich glaube an Gott. Wie er aussieht, weiß ich nicht. Was er denkt, weiß ich nicht. Was er genau will, weiß ich nicht. Ich stehe auf wackeligem Boden. Das einzige, was ich weiß, ist, dass Menschen auf der ganzen Welt zu allen Zeiten Erfahrungen gemacht haben, die sie Gott nennen. Ich schließe mich ihnen an. Wer Gott sucht und nach einer Person mit Bart Ausschau hält, wird wahrscheinlich enttäuscht. In der Bibel erkennt man Gott an seiner Wirkung, nicht an seiner Gestalt.

Am Krankenbett saß nachts jemand neben mir, obwohl ich



ihn nicht sah. Auf einer staubigen Straße im Nirgendwo bildete sich eine Windhose. Sie ging eine Weile vor mir her. Im Gesang von tausend Stimmen hob mich etwas in die Höhe. Ich meinte zu schweben, mit beiden Füßen auf der Erde. Nach Stunden des Schweigens geschah etwas in mir, für das ich keine Worte habe. Ein Moment des Glücks hoch zehn. Im Scheitern, als ich mich dem Punkt Null ergab, wuchs mir eine Kraft zu, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Als mein Vater ein paar Stunden tot war, sah ich ihn in einem Sekundenschlaf in die Höhe steigen; jung und lachend, wie ich ihn nie zuvor gesehen hatte.

All dies kann Einbildung sein. Aber was würde das ändern? Der Glaube an Gott kann Einbildung sein. Sicherheit gibt es nie. Damit muss man leben können. Wer Sicherheit will, braucht ein anderes Lebenskonzept. Dieses setzt auf Vertrauen. Darin steckt das Wort „trauen“, genauso, wie „Mut“ in „Zumutung“ steckt. Das sagt viel aus über das Konzept des Glaubens an Gott. Es ist eine Zumutung. Und es ist mutig.

Macht es einen Unterschied, ob ich an Gott oder meine Einbildung glaube?

Ja. Sogar einen großen. Meine Einbildung findet in den Grenzen meines Kopfes statt oder auch meines Herzens. Ich kreise in mir. Gott ist auch in mir, aber auch außerhalb von mir. Er erweitert mein Leben um eine Dimension. Ich stelle mir das vor wie diese russischen Matroschkas. Ich sehe eine Puppe. Aber in der Puppe verbirgt sich eine weitere Puppe und wieder eine weitere. Mit jeder Öffnung kommt eine neue Dimension

hinzu. Ein Spiegel im Spiegel im Spiegel. Gott und darin die Welt und in der Welt ich und in mir wieder Gott.

Ich bin aufgehoben in etwas Größerem, das mich umgibt und durchdringt. Ich gehe über mich hinaus. Es gibt mich nicht ohne die Welt und die Welt gibt es nicht ohne jedes einzelne Ich. Es gibt mich nicht ohne Gott und Gott nicht ohne mich. Das ist Trost und Herausforderung. Ich bin nicht allein. Und ich muss klarkommen mit allen anderen. Wir hängen voneinander ab und wir hängen aneinander. Auf einmal ergeben die Zehn Gebote Sinn. Konkrete Lebensregeln für verschiedene Dimensionen: Gott und Mensch und Mitmensch.



Ich glaube das, weil ich nicht allein sein will in dieser Welt. Gott ist Nicht-Leere, weil in der Leere immer noch Gott ist. Dieser Gedanke verleiht allem Sein einen Zauber. Der Blumenwiese, der verlassenen Bushaltestelle, dem unangenehmen Nachbarn, mir, dir. Die Bibel nennt das „heilig“. Es gehört zu Gott. Was heilig ist, muss geschützt werden. Die Wespen auf der Wiese, das Warten an der Haltestelle, das sonderbare Leben des Nachbarn, das Meer, die Hoffnungslosen genauso wie die Verbitterten, die Eingesperrten, die Träumenden. Du und ich. So einfach könnte das sein.

Ich weiß nicht, ob es Gott gibt. Aber es könnte doch sein.

Was mich an dem Gedanken reizt, ist das Fenster, das geöffnet wird. In eine weitere Dimension. In eine Welt, die hinter der offensichtlichen liegt. Eine Verheißung: Mach dir kein festes Bild. Du würdest dich aller anderen Bilder berauben. Das ist eine Befreiung. Auch für Gott.

Wenn wir als Gottes Spiegelbilder so etwas wie einen Sinn für das Mögliche besitzen, dann muss Gott ebenso über ihn verfügen. Möglich also, dass auch Gott Dinge für möglich hält, die noch nicht sind, aber sein könnten. Vielleicht glaubt Gott daran, dass die Menschen auftauchen, wo sie gebraucht werden. Dass sie Kriege verhindern werden, dass sie einander trösten und versöhnen. Dass irgendwann der erste Soldat sagt: Leute, mir reicht's. Ich will nicht mehr töten. Und die anderen nicken: Hast Recht, lass uns lieber Fußball spielen. Vielleicht glaubt Gott daran, dass der erste Superreiche sich zu langweilen beginnt und schulterzuckend auf seinen Deal verzichtet. Vielleicht hält Gott es immer noch für möglich, dass Eisbären und Südseeinseln und schadstofffreie Luft uns wichtiger sind als Wirtschaftswachstum. Und vielleicht glaubt er daran, dass die Kleinkriminellen innehalten und merken: Das Zeug gehört ja gar nicht uns. Vielleicht hält Gott es für möglich, dass wir uns zeigen und zueinander stehen, mutig und voller Respekt.

Möglich, dass Gott an uns glaubt.

Ich weiß es nicht, aber es könnte doch sein.

Puccini fehlt!



Wir nannten ihn Puccini. Er sah aus wie Giacomo Puccini in unserem Komponistenquartett. Das spielten wir oft, meine Schwester und ich. So lernten wir sie kennen, Bach und Mozart, Beethoven und Bruckner, Mendelssohn und Schubert. Nur Puccini fehlte. Die Nummer vier in der Gruppe „Neuro-mantische Oper“ hatten meine Geschwister versaubert. So hieß das bei uns: versaubert. Also hatte Mutter in feiner Tintenschrift auf den verbliebenen Spielkarten, Wagner, Verdi und Bizet, hinter Puccinis Namen vermerkt: „fehlt!“

Puccini tauchte nie wieder auf. Wir hatten sein Konterfei aber noch gut in Erinnerung. Der markante Schnäuzer, der leicht blasierte Blick unter schweren Lidern, die verwegene Haartolle, das war Puccini.

Und genauso sah unser Lateinlehrer aus. Nur dass die müden Augenlider seinem Auftreten durchaus nichts Überhebliches verliehen, sondern eine große Traurigkeit verrieten. Aber sonst: Puccini, eins zu eins! Eigentlich hieß er Hans-Heinrich Dorenkamp, aber von diesem Namen machte kaum einer Gebrauch an unserer Schule. Selbst im Lehrerzimmer sprach man vom „Puccini“, das hatte mir meine Tante gesteckt, und die musste es wissen. Sie war Englischlehrerin an unserem Gymnasium.

Wir wussten nicht viel über ihn. Er kam irgendwoher aus dem Westfälischen und lebte allein, zur Miete in einem Haus am Fluss. Das Licht in seinem Arbeitszimmer brannte bis tief in die Nacht, davon hatten wir uns überzeugt. Da saß er und las und dachte und schrieb. Altphilologe eben. Wir wussten überhaupt nicht viel von unse-

ren Lehrern, doch genug für ein schnelles und gnadenloses Urteil. Keine Chance auf Bewährung. Die ersten Minuten vor der Klasse entschieden über die kommenden Jahre. Daumen rauf, Daumen runter. Für den einen gingen wir durchs Feuer, dem anderen machten wir das Leben zur Hölle.

Das Verhängnis begann schon am ersten Tag. Puccini betrat den Klassenraum, ging mit zögerlichen Schritten zum Lehrerpult, musterte mit traurigen Augen die feixende Klasse und forderte uns auf, die Lateinbücher zur Hand zu nehmen. Er selbst kramte abwesend in seiner Aktentasche - und zog langsam eine verfilzte grüne Wollsocke hervor, die er wohl ebenso gedankenverloren statt des Lateinbuches eingepackt hatte. Ratlos hielt er den Strumpf in die Höhe, dann überfiel ihn die Erkenntnis, gleichzeitig mit tiefer Schamesröte. Die Klasse johlte. Das war's. Verzweifelt blickte Puccini in die Runde, murmelte leise „Ach, Kinder, bitte...“ und verließ mit hängenden Schultern das Klassenzimmer.

Von nun an nutzten wir jede Gelegenheit, ihn aus der Fassung zu bringen. Es war ein ungleicher Kampf. Alle gegen einen. Der Lehrer war nicht gerüstet für diesen Krieg. Sein Leben waren die alten Sprachen, die Antike, Rom, Hellas, die großen Denker einer vergangenen Kultur. Und all das sollte er einer Horde widerspenstiger pubertierender Jungen und Mädchen nahebringen, die sich für vieles

interessierten, vor allem füreinander, nur nicht für Latein. Wiederholt betrat Puccini ein leeres Klassenzimmer, derweil wir mit angehaltenem Atem, in der angrenzenden Garderobe versteckt, abwarteten, dass er wieder davonschlich. Ein anderes Mal versperrte ein von innen vor die Tür geschobener Klassenschrank dem Lehrer den Zutritt zur Stätte seiner Niederlagen. Sein zaghaftes Klopfen quittierten wir mit höhnischem Gelächter.

Urkomisch war auch die Lateinstunde, während der immer dichtere Rauchwolken aus allen Ritzen des Lehrerpultes quollen. Ich hatte zuvor ein Päckchen „Burger Stumpen“ aus dem Paket für Onkel Edi geklaut und ein, zwei dieser stinkenden Zigarren in der Schublade des Katheders entzündet. Puccini wurde blaß. Und Onkel Edi im Altersheim in Bielefeld war verstimmt, weil ihm der Knaster ausging.

Besonders beliebt war in unserer Klasse eine Schikane, bei der nie ein Übeltäter ausfindig gemacht werden konnte. Mit kreuzbravem Gesicht folgten wir dem Geschehen an der Tafel, summten dabei aber mit geschlossenen Lippen wie ein Hornissenschwarm. Puccini eilte nervös durch die Bankreihen, um die Quelle des Störgeräuschs zu orten. Doch immer da, wo er sich gerade befand, verebbte das Summen, um sich in einer anderen Ecke des Raumes in einem großen Crescen-

do zu steigern. „Ach, Kinder, bitte...!“ Mit flehenden Augen kapitulierte Puccini, schlich zur Tür und verließ den Raum.

Und dann kam der Morgen, an dem wir vergeblich auf unseren Lateinlehrer warteten. Nach einer Viertelstunde der Unentschlossenheit entsandten wir unseren Klassensprecher zum Lehrerzimmer. Mit ratlosem Gesicht kam er zurück.

„Puccini fehlt!“
 „Wie, Puccini fehlt - ist er krank?“
 „Nee, die sagen, er kommt nicht mehr.“ Aufgeregtes Durcheinander.
 „Echt jetzt? Der kommt nicht mehr?“
 „Ist er versetzt worden, oder was?“
 „Der hat hingeschmissen, haben sie gesagt.“



Wir schauten einander betreten an. Und begannen, zu verstehen. Ich ging nach vorne zur Tafel, wo eine besonders gemeine Karikatur den Lehrer überraschen sollte. Ich nahm den Schwamm und löschte sie aus. Wir setzten uns und schwiegen.

Puccini tauchte nie wieder auf. Keiner wusste, was aus ihm geworden war. Gerüchte gingen

um, er habe sich das Leben genommen, er sei in Afrika gesehen worden, man habe ihn als Penner auf einer Parkbank in München liegen sehen. Wir glaubten den Gerüchten nicht. Das war nicht Puccinis Stil. Denn wir wussten jetzt, dass er ein Mann mit Stil gewesen war, nobel, klug und von Herzen gut. Der Einsicht folgte die Reue. Beide kamen zu spät.

Die Jahre vergingen. Jahrzehnte. Ich hatte mein Studium beendet, Karriere gemacht, eine Familie gegründet und war sesshaft geworden. Die alljährlichen Klassentreffen unseres Abiturjahrgangs waren nach und nach eingeschlafen, die alten Kontakte gingen verloren. Die Schulzeit war kein Thema mehr. Puccini auch nicht. Bis zu dem Tag, der alle Erinnerungen wieder an die Oberfläche riss, gute wie schlechte.

Ich hatte mich zu Wochen der Einkehr in einem Trappistenkloster an der Donau einquartiert. Der Abt war mir gut bekannt und hatte mir die Türen zur Klausur geöffnet. Spät abends war

ich angekommen und hatte mich sogleich schlafen gelegt. In aller Herrgottsfrühe war ich wieder auf den Beinen. Ich hatte mir vorgenommen, für ein paar Wochen das Leben der Schweigemönche zu teilen, dazu gehörte auch die Teilnahme an den Gebetszeiten. Die begannen mit der Vigil um fünf Uhr in der Frühe. Noch im Dunkel des Novembertags betrat ich

die Abteikirche. Die Wärme des Sommers war längst aus den alten Mauern gewichen und hatte winterlicher Kälte Platz gemacht. Wie Weihrauch stand der Atem vor meinem Mund. Ich drückte mich in die erste Bank, direkt am Mittelgang, und zog den Mantel enger um meinen Körper.

Im Kreuzgang hörte ich das Scharren der Mönche. Sie stellten sich gerade zur Statio auf, das wusste ich. Dann schlug es die volle Stunde. Die kleine Pforte öffnete sich. Herein schritten in feierlicher Prozession die schwarz-weißen Mönche des Konvents. Sie verneigten sich jeweils zu zweien vor dem Altar und nahmen ihre Plätze ein, links und rechts im Chorgestühl. Die Orgel fantasierte in Harmonien, die mir fremd waren. In meinem Rücken die menschenleere, dunkle Kirche. Wir waren allein, die Mönche und ich. Das ewige Licht vorm Tabernakel gab flackernd Zeichen.

Der würdevolle Einzug beeindruckte mich tief. Das war heiliges Theater in vollendeter Gestalt, theatrum sacrum. Eine jahrhundertealte Tradition hatte hier ihre endgültige Form gefunden, nicht erstarrt, sondern wie Magma unter der Oberfläche. Ein brennender Dornbusch, ja. Ich beobachtete gebannt, wie ein Mönchspaar nach dem anderen vor den Altar trat und sich verbeugte. Blasse Greise und blutjunge Novizen, kahlgeschorene Schädel, Prophetenbärte, hagere Gestalten und kraftvolle Männer.

Plötzlich fuhr ich auf. Dieser Mönch, der gerade mein Gesichtsfeld betrat - woher kannte ich den bloß? Das Profil, die müden Augen, die ergraute, aber noch immer ungebändigte Haartolle, der weiße Schnurrbart, der die sensiblen Lippen fast verdeckte... War das nicht...? Es durchfuhr mich wie ein Blitz. Puccini! Das war Puccini, um Jahre gealtert, aber

unverkennbar. Sein Schritt war fest, die Haltung straff. Sein Gesicht leuchtete, von innen, nicht vor Scham. Das hier war ein neuer Mensch, erkannte ich sofort, würdevoll, unbeschädigt und ganz bei sich selbst. Puccini war angekommen. Puccini war wieder da. Langsam kniete ich nieder.

Marius Langer



Simone Weil schreibt über Kopfschmerzen, Schönheit und die Liebe zu Gott



Eine Geplagte stöhnt: Als ob mein rasendes Kopfweh nicht schlimm genug wäre. Chronisch. Dazu mein Grübeln, Zweifeln, Fragen. Auch chronisch. Was mir alles durch den Kopf geht, immer im Kreis herum, immer im Kreis. Und ständig Kopfweh!

Wisst Ihr da oben eigentlich, was lebenslange Kopfschmerzen sind? Ach, Ihr wisst? Da bin ich mal gespannt. Vielleicht schreibt mir mal einer einen tröstlichen Himmelsbrief. Aber einen ehrlichen!

Freundin im Unglück, da ist er, der gewünschte Brief, mein Brief für Dich - und alle Schmerzgeplagten. Tröstlich, hoffentlich. Und ehrlich. Ehrlich und radikal. Hier bin ich, Simone Weil. Ich schreibe Dir in diesen Wochen, weil bald mein Todestag ist, 24. August 1943 in Ashford, England. Todesursache: Herzversagen infolge Herzmuskelschwäche, verursacht durch Hungern und Lungentuberkulose. 75 Jahre ist das her. Aber mei-

ne Fragen und Gedanken sind nicht gealtert. Sie haben sich nicht in Wohlgefallen aufgelöst.

Es wäre zu viel des Guten, Dir mein widersprüchliches und intensives Leben lang und breit zu erzählen, ein Leben der Extreme und Widersprüche. Du kannst das nachlesen. Dass ich gerade mal 34 Jahre alt wurde. Dass ich aus einem liberalen jüdischen Elternhaus stamme, wo weder Religion noch Riten eine Rolle spielten. Dass ich Gymnasiallehrerin wurde, Philosophin, Gewerkschaftlerin, Mystikerin. Dass ich 1934 unbezahlten Urlaub nahm und in der Fabrik und in der Landwirtschaft arbeitete, um Leben und Leiden der Arbeiter zu teilen. Zunächst in einer Elektrofirma, wo ich bald entlassen wurde, weil ich das geforderte Arbeitssoll nicht erfüllen konnte. Meine Solidarität mit den Arbeitern ging so weit, dass ich im Winter meine Wohnung nicht heizte, weil sie es auch nicht konnten, und möglichst wenig aß, um ihren Hunger zu erfahren. So war ich.

Aber meine
Fragen und
Gedanken
sind nicht
gealtert

Das alles kann man nachlesen. Auch, dass ich mich im spanischen Bürgerkrieg und im Widerstand im Zweiten Weltkrieg engagierte. Und dass unsere Familie vor den Nazis auf der Flucht war. So kam ich zuletzt nach London, wo ich bald entkräftet starb. Und viele schüttelten den Kopf. Meine Radikalität war ihre Sache nicht.

Radikal war auch mein geistlicher Weg. Geistlicher Weg? Da staunst Du? Ich war Jüdin und war es nicht. Ich kam zum christlichen Glauben, aber zur Kirche wollte ich nicht gehören. Nie und nimmer. Dass ich mich von meiner Freundin dann zuletzt im Sanatorium noch privat taufen ließ, war mir, sterbend, auf der Schwelle, wichtig.

Jedenfalls wurde ich tief religiös. Kontemplation und Aktion waren für mich innig verknüpft. Und Leid und Unglück waren meine Lebensthemen. Man könnte fast meinen, ich hätte das Kreuz regelrecht gesucht. Aber so war es nicht. Ich trug es.

Während einer meiner extremen Kopfwehattacken sagte ich das Gedicht „Love“ von George Herbert (1593 - 1633) auf:

*Love bade me welcome;
yet my soul drew back,
guilty of dust and sin.
But quick-ey'd Love,
observing me grow slack
from my first entrance in,
drew nearer to me,
sweetly questioning
if I lack'd anything.*

Ich will das frei für Dich übersetzen:

Die Liebe hieß mich willkommen; doch meine Seele schrak zurück, in Schuld von Staub und Sünde. Mit scharfem Blick aber sah die Liebe, wie ich stockend kaum die Schwelle überwand, drang näher in mich, zärtlich fragend, ob etwas mir zu mangeln schien.

Und es geht dann so weiter, dass die Liebe mich bei der Hand nimmt und lächelnd zu Tisch bittet. Ich glaubte damals, nur ein schönes Gedicht zu rezitieren, aber dieses Sprechen hatte, ohne dass ich es wusste, die Kraft eines Gebetes. In der Schönheit der Worte fand ich - Gott.

Weißt Du, wir haben keine große Auswahl an Heilmitteln. Nur ein einziges Mittel macht die Monotonie erträglich, und das ist der Abglanz der Ewigkeit auf Erden: die Schönheit. Passt das zu Fabrikarbeit und Bürgerkrieg? Ja. Das Leid gibt es. Die Gewalt

gibt es. Den Hass gibt es. Und das Gute und Schöne gibt es auch. Und das Kreuz.

Du hast Dir einen tröstlichen und ehrlichen Brief gewünscht. Hier noch drei gute Worte auf den Weg:

„Die Liebe ist der Blick der Seele.“

„Der Abstand ist die Seele des Schönen.“

„Meine Sache ist es, an Gott zu denken. Gottes Sache ist es, an mich zu denken.“

Ich habe in der Bibel einen Lieblingsheiligen: Hiob. Gegen Ende, nach allem Klagen und Anklagen, wird nicht die Frage nach dem Warum beantwortet. Wohl aber zeigt sich Gott in der gewaltigen Schönheit der Welt. Und da kommt die tröstliche Stelle, wo Gott dem Meer seine Grenze setzt: *„Bis hierher darfst du und nicht weiter, hier muss sich legen deiner Wogen Stolz“* (Hiob 38,11). Was für ein Bild! Das Meer ist schön und

bedrohlich. Und weder Du noch ich noch Hiob noch der Mensch stehen im Zentrum. Das gilt es zu lernen: Im Unglück sein Menschsein angesichts Gottes sehen. *„Schmerz und Offenbarung der Schönheit der Welt: Hiob.“*

Dein Kopfweg ist furchtbar, ich weiß. Und natürlich wünsche ich Dir jene seligen Augenblicke, wenn der Schmerz nachlässt. Und sollte es die Medizin erlauben, mögest Du ganz genesen. Mein Weg war mein Weg, nicht nachahmenswert. Aber wie schön wäre es, wir könnten versuchen, wie Hiob auch im Unglück an unserer Liebe zu Gott festzuhalten.

Deine himmlische Brieffreundin

Simone

Text: Michl Graff



Engagiert

Am 25. Februar wurden in Bayern die neuen Pfarrgemeinderäte gewählt. Hier stellen sich die Frauen und Männer vor, die in unserer Pfarreiengemeinschaft Utting-Schondorf als engagierte Laien Verantwortung übernehmen wollen.



Wolfgang Leichtenstern (65)
Vorsitzender des Gesamtpfarrgemeinderates, Ruheständler, verheiratet, zwei Kinder und fünf Enkelkinder, wohnt in Schondorf

Ich engagiere mich im Gesamtpfarrgemeinderat, weil ich nach meinem jahrzehntelangen „Unter-der-Woche-weg-sein-von-zu-Hause“ als Unternehmer nun im Ruhestand ein Ehrenamt in der Pfarrgemeinde übernehmen und ausfüllen will.

Ich träume von einer Kirche, die sich lebendig in ihren Gliedern zeigt und in der ich als Christ auch von Andersgläubigen wahrgenommen werde.



Sylvia Kettler, (49)
Realschullehrerin, geschieden, ein Kind, wohnt in Utting

Ich träume von einer Kirche, die die Menschen begleitet und unterstützt, die Orientierung bietet und ehrliche Antworten für die Fragen unserer Zeit sucht.

Ich engagiere mich im Pfarrgemeinderat, weil Jesu Nachfolge für mich auch heißt, aktiv in der Gemeinschaft mitzuarbeiten und die Zukunft zu gestalten.



Dr. Thomas Baudisch (46)
Maschinenbauingenieur, verheiratet, vier Kinder, wohnt in Schondorf

Ich engagiere mich im Pfarrgemeinderat, weil ich mir eine lebendige Pfarreiengemeinschaft mit vielen Angeboten für alle Altersgruppen wünsche. Im Pfarrgemeinderat kann ich dies aktiv mitgestalten.

Ich träume von einer Kirche, die sich modernisiert und wieder mehr Menschen in die Kirche führt.



Christina Elsässer (18)
Auszubildende (Kaufrau für Versicherungen und Finanzen), ledig, wohnt in Schondorf

Ich engagiere mich im Pfarrgemeinderat, weil ich Kirche und Pfarrei den Jugendlichen näherbringen möchte. Mein Ziel ist es, die Kirche mit jungen Menschen und Familien zu füllen.

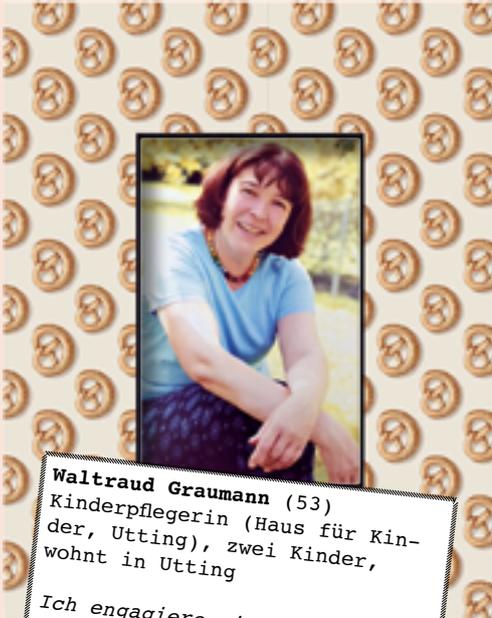
Ich träume von einer Kirche, die moderner und aktueller ist. Ich wünsche mir, dass die Kirche sich mehr öffnet und den heutigen Gegebenheiten anpasst.



Reinhard Wild (55)
Diplom-Kaufmann, verheiratet, zwei Kinder, wohnt in Schondorf

Ich engagiere mich im Pfarrgemeinderat, weil ich mich aktiv in die Pfarreiengemeinschaft einbringen will.

Ich träume von einer Kirche, die lebendig ist, Impulse gibt und für alle Generationen ansprechend ist.



Waltraud Graumann (53)
Kinderpflegerin (Haus für Kinder, Utting), zwei Kinder, wohnt in Utting

Ich engagiere mich im Pfarrgemeinderat, weil ich durch meinen Beruf die Finger am Puls der Familien habe. Deren Anliegen und Bedürfnisse können so in die Arbeit des PG mit einfließen. Ich sehe mich als Bindeglied zwischen Pfarrgemeinde und Kindergarten.

Ich träume von einer Kirche, die in Bewegung ist. Die offen, wahrhaftig, mitfühlend und menschlich ist.



Martin Elsässer (49)
Software-Entwickler, verheiratet, zwei Kinder, wohnt in Schondorf

Ich engagiere mich im Pfarrgemeinderat, weil ich mit meinen Fähigkeiten in unserer PG Verantwortung übernehmen möchte.

Ich träume von einer Kirche, die auf die Menschen zugeht und sie dort abholt, wo sie stehen; die Antworten gibt auf die Fragen, die die Menschen heute stellen; in der Frauen und Männer gleichberechtigt Gott und dem Nächsten dienen können.

Monika Scheidler
Sozialpädagogin (B.A.), verheiratet, vier Kinder, wohnt in Utting

Ich engagiere mich im Pfarrgemeinderat, weil ich mich für ein lebendiges Gemeindeleben in unserer Pfarrei einsetzen möchte. Den äußeren Rahmen hierfür bietet neben unseren Kirchen ein Pfarrheim, das Räume für die unterschiedlichen Bedürfnisse einer Pfarrgemeinschaft bietet. Wir Pfarrgemeinderäte können unsere Ideen für ein neues Pfarrheim in Utting engagiert einbringen und die Umsetzung des Projektes unterstützen.

Ich setze mich ein für eine Kirche mit offenen Augen, Ohren und Herzen für die Notlagen und Sorgen unserer Mitmenschen in der Gemeinde.



pfarrgemeinderäte



Max Treffler (16)
Schüler (St. Ottilien), wohnt in Schondorf

Ich engagiere mich im Pfarrgemeinderat, weil ich bereits als Ministrant tätig bin und die Chance nicht ungenutzt lassen wollte, mich auch noch anderweitig in der Pfarreiengemeinschaft zu beteiligen.

Ich träume von einer Kirche, die die Menschen miteinander vereint und mit ihnen eine wunderbare Gemeinschaft bildet.



Andrea Weißenbach (44)
Verlagslektorin, ledig, wohnt in Utting

Ich engagiere mich im Pfarrgemeinderat, weil der Glaube an Jesus Christus das Fundament meines Lebens ist und ich Kirche hier bei uns gerne als eine lebendige, einladende Gemeinschaft mitgestalten möchte.

Ich träume von einer Kirche, die niemanden ausschließt, die barmherzig ist und dort steht, wo Jesus auch stand: an der Seite der Armen, der Geflüchteten und der Ausgegrenzten.



Bettina Vierheilig (49)
Schulbegleitung, verheiratet, ein Kind, wohnt in Utting

Ich engagiere mich im Pfarrgemeinderat, weil ich unseren Glauben jeden Tag sichtbar machen möchte.

Ich träume von einer Kirche, in der sich alle Christen wieder vereinen und in der das Frauen- diakonat möglich ist.



Michael Schulz (47)
Religionslehrer im Kirchendienst, verheiratet, zwei Kinder, wohnt in Schondorf

Ich engagiere mich im Pfarrgemeinderat, weil ich an einer lebendigen und den Menschen zugewandten Kirche mitwirken will.

Ich träume von einer Kirche, in der Nächstenliebe konsequent gelebt wird, ohne Vorurteile und Ressentiments in Bezug auf Herkunft, Stand oder dergleichen.

Eva Bohrer
Dipl. Betriebswirtin, ledig,
ein Kind, wohnt in Utting

Ich engagiere mich im Pfarrgemeinderat, weil ich davon überzeugt bin, dass Christentum immer in Gemeinschaft mit anderen Christen gelebt werden sollte. Ich will dazu beitragen, diese Gemeinschaft zu einer lebendigen Gemeinde zu machen.



Ich träume von einer Kirche, in der die Menschen nicht der gleichen Lieblosigkeit, Oberflächlichkeit und Rücksichtslosigkeit begegnen wie so oft „draußen in der Welt“, sondern die einen Raum des Verstehens, der Feinfühligkeit, der Liebe und der Offenheit bietet.



Dr. Sylvia Elisabeth Schleutermann
Stellv. Vorsitzende des Gesamtpfarrgemeinderates, Medizininformatikerin, verheiratet, ein Kind, wohnt in Utting

Ich engagiere mich im Pfarrgemeinderat, weil ich eine große Wertschätzung für die Menschen in unseren Dörfern empfinde. Das Ehrenamt im Pfarrgemeinderat ist vor allem ein Dienst an der Gemeinschaft. Dazu gehört das Laienapostolat mit seinen Aufgaben der tätigen Nächstenliebe, der Verkündigung und der Beratung in pastoralen Fragen. Hier möchte ich meine Schwerpunkte setzen. Eines meiner Anliegen ist, mit Menschen wieder ins Gespräch zu kommen, die sich von der Kirche entfernt haben.

Ich träume von einer Kirche, die allen Menschen ein spirituelles und liebevolles Zuhause bietet. Diese Kirche soll inspirieren, sogar fordern, dabei aber immer ein offenes Ohr haben für die Anliegen der Menschen und ihnen Trost spenden.

Erich Unterholzner (54)
Realschullehrer für Musik und Religion, verheiratet, ein Kind, wohnt in Schondorf

Ich engagiere mich im Pfarrgemeinderat, weil ich etwas in unserer Pfarrei bewegen will.

Ich träume von einer Kirche, die sich nicht in Kleinigkeiten und Engstirnigkeiten verzettelt, sondern immer in Bewegung bleibt in Richtung „Reich Gottes“.



Victor v. Wolf (17)
Schüler (St. Ottilien), wohnt in Eching

Ich engagiere mich im Pfarrgemeinderat, weil es mir Spaß macht, mit Ideen und Engagement das Leben unsrer Pfarreiengemeinschaft zu bereichern.

Ich träume von einer Kirche, die jeden Menschen anspricht und ihn zum Glauben ermutigt.



Anna Förg (27)
Lehrerin, ledig, wohnt in Schondorf

Ich engagiere mich im Pfarrgemeinderat, weil ich möchte, dass auch junge Menschen etwas zu sagen haben.

Ich träume von einer Kirche, die modern und zeitgemäß ist.



Es hat mir einfach Spaß gemacht

Ein halbes Jahrhundert - das ist eine halbe Ewigkeit. Genau so lange ist Michael Bauer Organist. Schon im zarten Alter von 14 Jahren saß er in Mariä Heimsuchung in Utting an der Orgel. Seither ist er eine feste Konstante auf der Uttinger Orgelbank. Ein 50-jähriges Jubiläum ist ein schöner Anlass, einmal nachzufragen: bei einem Vollblutmusiker, den man meist nicht sieht, der aber unverzichtbar ist für einen würdigen und schönen Gottesdienst in unserer Pfarrkirche.

Herr Bauer, zunächst herzlichen Glückwunsch zu Ihrem 50-jährigen Organisten-Jubiläum. Diese lange Zeitspanne nötigt einem doch Respekt ab. Wie kommt man als 14-jähriger Bub dazu, in der Kirche Orgel zu spielen?

Ich war schon seit meinem neunten Lebensjahr in der Kirche aktiv. 1963 habe ich zunächst als Ministrant begonnen. Damals war noch der Herr Deisböck Mesner in Utting. Mich hat einfach alles in der Kirche fasziniert, und so habe ich dem Mesner geholfen. Von einem fahrenden Akkordeon-Lehrer habe ich in dieser Zeit Akkordeon spielen gelernt. Und ein paar Mal im Jahr musste der Mesner den Orgelmotor schmieren. Bei diesen Gelegenheiten habe ich mich an die Orgel gesetzt und mir selber mit der Zeit vier oder fünf Lieder beigebracht. Ich weiß noch gut: Das erste Lied, das ich aus dem „Laudate“ herausgesucht habe, war „Jesus lebt“. Ab und zu war ich auch

einfach oben an der Orgel bei Fräulein Bernrieder, einer pensionierten Lehrerin, die damals unsere Organistin war.

Irgendwann starb dann Fräulein Bernrieder, und plötzlich war kein Organist mehr da. Also habe ich angefangen, mit meinen fünf Liedern Orgel zu spielen. Die habe ich dann jeden Sonntag in einer anderen Reihenfolge arrangiert. Bis irgendwann die Leute kamen und fragten: „Kannst du nichts anderes?“ So habe ich mir langsam ein größeres Repertoire erarbeitet. Im Gymnasium in Landsberg bekam ich dann bei Alfons „Fo“ Schmid Orgelstunden. Wir haben uns zwar mehr unterhalten als Unterricht gemacht, aber das hat mir gefallen. Der Fo war genau der richtige Lehrer für mich. Ich hatte ja auch keine große Lust zum Üben. Und so lernte ich sehr gut vom Blatt zu spielen, weil ich in der Orgelstunde natürlich etwas bieten musste. Das kommt mir heute noch zugute.

Sie arbeiten neben Ihrem Beruf als Lehrer und Rektor nun seit fünf Jahrzehnten als Organist. Das bedeutet, kaum einen freien Sonntag zu haben, immer gebunden zu sein und wahrscheinlich auch wenig Anerkennung von den Gottesdienstbesuchern zu erhalten. Einen solchen Dienst tut man nicht nur aus Pflichtgefühl. Was war und ist Ihre Motivation?

Nein, Pflichtgefühl allein ist es sicher nicht. Es hat mir einfach Spaß gemacht. Kirchenmusik hat mich fasziniert. Auch wenn ich zum Beispiel den Chor begleiten durfte. Früher gab es noch diese einfachen, kleinen Messen, mit denen ich angefangen habe. Natürlich gab es keinen freien Sonntag für mich. Man darf nicht vergessen, dass es früher viel mehr Dienste gab. Ich habe jahrelang jedes Wochenende vier Gottesdienste gespielt - am Samstagabend in Holzhausen, dann am Sonntag-



vormittag zwei Gottesdienste und noch einen am Sonntagabend, alle in Mariä Heimsuchung. Damals war man halt so verrückt. Aber meine Familie hat mich dabei unterstützt. Aber wahrscheinlich hätte meine Begeisterung nicht eine so lange Zeit angehalten, wenn wir nicht die neue Orgel bekommen hätten. Nach 25 Jahren Dienst war es schließlich soweit. Es ist natürlich toll für einen Organisten, zusammen mit dem Orgelbauer eine solche Orgel zu entwickeln.

Eigentlich wollte das Denkmalamt, dass die alte Orgel bleibt. Diese Orgel vom Orgelbauer Beer aus Andechs war zwar historisch interessant, aber sie hatte eine sehr romantische Stimmung und klang eher dumpf und drückend. Wir hatten versprochen, dass wir sie während des Kirchenbaus nur auslagern und dann wieder in die Pfarrkirche zurückbringen. Aber dann hat keiner mehr danach gefragt. Letztlich hat Pfarrer Stemmer angeregt, eine neue Orgel zu bauen. Das fand ich sehr positiv. Für mich ist das „meine“ Orgel, ich habe eine Liebe zu diesem Instrument, und die hält mich in diesem Dienst.

Die Musik ist ein ganz wichtiger Bestandteil der Liturgie. Ein Sonntagsgottesdienst ohne Orgel ist auch mit guter Predigt eine eher trockene Angelegenheit. Wie muss für Sie ein Gottesdienst gestaltet sein, dass Sie hinterher sagen können: Das war ein guter Gottesdienst?

Die Lieder müssen natürlich auch vom Text her passend ausgesucht werden. Aber es müssen auch Lieder gesungen werden, die einen mitziehen und begeistern. Auch das Zusammenspiel von Altar und Musik ist heute sehr wichtig. Das war früher ja nicht immer der Fall. Es sind im Lauf der Zeit viele neue Lieder entstanden. Das jetzige Orgelbuch ist für mich schon das vierte! Es bietet eine gute Mischung aus Liedern für jede Altersschicht, die gut zu singen sind. Man kann aber auch einmal Klassiker wie „Segne, du Maria“ oder „Maria, Maienkönigin“ singen, wo es eben passt. Es darf einen im Gottesdienst ruhig einmal berühren.

Ich kann mir vorstellen, dass man in 50 Jahren Organistätigkeit so einiges erlebt. Da wird es manch Lustiges, Kurioses und sicher auch einmal eine Panne gegeben haben.

Spannend war es immer bei der alten Orgel. Da musste man nämlich sehr beweglich sein. Die hatte immer wieder Hänger und „Heuler“. Und so musste man während des Gottesdienstes darin herumkriechen und die Hänger lösen. Oder hier und da brach einfach etwas ab. Auch hierfür musste man während der Messe eine Lösung finden, damit es nicht die ganze Zeit pfeift. Und ansonsten waren es oft die menschlichen Dinge. Ich erinnere mich, dass es in meiner Zeit als Organist mit dem „alten“ Chor irgendwelche Differenzen gab. Und so kam es, dass einige Chorsänger an Ostern beim Halleluja gestreikt haben. Sie standen mit ihren Noten da, und als der Einsatz kam, blieben sie einfach stumm! Der Organist musste dann auch sängerisch eingreifen. Lustig war es auch mit Pfarrer Schmid. Er sagte oft spontan ein Lied an und fing sofort an zu singen. Ich kam gar nicht zum Blättern. Einmal wurde es mir zu viel, da bin ich einfach während der Messe gegangen. Denn da sagte er spontan ein Lied nach dem anderen an. Ja, als Organist wird es nie langweilig.

Sie gehören sozusagen zum „Inventar“ der Uttinger Pfarrgemeinde, haben über die Jahre die Höhen und Tiefen dieser Gemeinde miterlebt. Was ist Ihr Traum, Ihr Idealbild von einer Pfarrgemeinde?

Mein Traum, mein Idealbild von Kirche ist, wenn alle Ebenen offen und ehrlich zusammenarbeiten; wenn man sich abspricht

und nicht jeder sein eigenes Süppchen kocht. Es ist schön, gemeinsam Ideen zu entwickeln und dem anderen Vertrauen entgegen zu bringen. Denn jeder der Aktiven will ja doch das Beste für die Pfarrgemeinde. Aber jeder hat halt auch einen anderen Stil. Das muss man zusammenführen, dann kommt auch etwas Gutes dabei heraus.

Eine letzte Frage: Was würde Sie reizen, hier in Utting noch musikalisch zu verwirklichen? Sie haben doch bestimmt einige Ideen.

Wir haben ja schon viel Schönes gemacht. Mein Vorteil war, dass ich nicht nur Orgel spiele, sondern auch Blasmusik und Volksmusik mache und einen Chor geleitet habe. So konnte ich das alles zusammenführen. Mir war immer wichtig, die musikalischen Gruppen des Ortes mit einzubinden und sie mit Gästen von außerhalb zusammenzubringen. Schön fände ich beispielsweise, wenn einmal im Monat eine Gruppe aus dem Ort den Gottesdienst musikalisch mitgestalten würde. In meiner Orgeltasche trage ich schon lange ein kleines Weihnachtsoratorium eines Augsburger Komponisten herum, das ich gerne realisieren würde. Ich träume auch von einem anderen Adventssingen, und zwar im Stil des Vormetten-Singens. Also nicht mit Hackbrett und Zither, sondern mit Hirtenliedern, Dudelsack, Klarinetten und Theaterelementen mit Kindern. Das wären noch Dinge, die mich reizen würden.

Wir können also gespannt in die Zukunft blicken. Herr Bauer, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Interview: Andrea Weißbach

Die Kirche passt nicht ins Dorf

Mariä Heimsuchung Utting: 30 Jahre Pfarrkirche, 25 Jahre Orgel



Fünf Jahre war die katholische Pfarrgemeinde in Utting nun schon ohne Pfarrkirche. Am 23. März 1977 hatte nämlich ein Bescheid des Landratsamtes die weitere Nutzung der Pfarrkirche untersagt. Große Risse an den Wänden und die Gefahr von herabstürzenden Steinen und herabfallendem Putz hatten dieses Verbot notwendig gemacht. So wurden die Gottesdienste anfangs im Pfarrheim und dann in St. Leonhard gefeiert. Es musste also dringend etwas geschehen. Da sorgte plötzlich eine Schlagzeile des Lokalteils der Süddeutschen Zeitung vom 24./25. Juli 1982 für Erstaunen: „Uttinger Gemeinderat bleibt bei seiner Meinung: Die Kirche paßt nicht ins Dorf.“ Damit war der erste Entwurf des Architekten Leonhard Riemerschmid abgelehnt. Die Schlagzeile der SZ beschreibt treffend das elfjährige Ringen um eine neue Uttinger Pfarrkirche. Denn Planung und Vollendung des Neubaus gingen unzählige Ablehnungen, Einsprüche, Klagen und hitzige Diskussionen im Dorf voraus.

Nur dem unermüdlichen Engagement der Gemeindepfarrer mit den damals Verantwortlichen in Kirchenverwaltung und Pfarrgemeinderat war es zu verdanken, dass der Kirchenbau nach vielen Jahren fertiggestellt werden konnte.

Erhalt oder Abbruch

Aber der Reihe nach: Im Jahr 1978 erwog man den Abbruch der baufälligen Kirche, die ohnehin zu klein war und deren Baukörper man für wenig erhaltenswert erachtete. Da hatte man aber die Rechnung ohne das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege gemacht. Es lehnte dieses Ansinnen ab, stimmte jedoch einer „einfühlsamen Erweiterung“ zu. Der damalige Pfarrer Georg Schmid und Diözesanbaudirektor Valentin Müller waren aus Kosten-

und Platzgründen gegen eine solche Erweiterung und befürworteten stattdessen den Abbruch des Langhauses. Es folgte eine öffentliche Diskussionsveranstaltung im Pfarrheim, bei der der Finanzdirektor der Diözese die Ausschreibung eines Architektenwettbewerbes mit drei Varianten in Aussicht stellte: totaler Neubau; Erhaltung von Turm und Chor und gleichzeitiger Neubau des Kirchenschiffes; Erhaltung der gesamten Bausubstanz mit Erweiterung um ein Joch nach Westen.

Bei diesem Architektenwettbewerb erhielt der Entwurf des Landsberger Architekten Prof. Leonhard Riemerschmid den ersten Preis. Er sah vor, das Langhaus der Kirche abzureißen und durch einen nach Norden und Süden verbreiterten Neubau mit mächtigem Dach zu



ersetzen. Der Abriss wurde allerdings erneut durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege und den Uttinger Gemeinderat abgelehnt. Währenddessen verkam die Pfarrkirche immer mehr, notdürftige Sicherungen konnten den Verfall nicht aufhalten.

Kompromiss

Erst mit dem neuen Uttinger Pfarrer Karlheinz Knebel kam endlich Bewegung in die Planungen. Er hatte am 1. September 1983 seinen Dienst in Utting angetreten und bereits am 17. September in dieser Sache einen Brief an Bischof Stimpfle geschrieben. Pfarrer Knebel bat darin, „prüfen zu lassen, ob nicht auf der Basis der bisherigen Vorarbeiten und Planung ein neues Gespräch und eine geänderte Planung möglich sind“. Zwischenzeitlich hatte die Regierung von Oberbayern den Widerspruch der Bischöflichen Finanzkammer gegen die Ablehnung des Bauantrags durch das Landratsamt Landsberg zurückgewiesen. Die Bischöfliche Finanzkammer erhob wiederum am 27. September 1983 Klage beim Bayerischen Verwaltungsgericht gegen den Widerspruchsbescheid der Regierung von Oberbayern. Diese Klage mündete in einen Ortstermin am 5. Juli 1984, dem eine mündliche Verhandlung im Pfarrheim folgte. Auf dieser wurde zwar kein Beschluss, aber ein Kompromiss ins Auge gefasst: der neue Vorschlag einer Erweiterung nach Norden von Prof. Riemerschmid. Dieser Entwurf mit einem 16 x 16 m großen Kuppelbau wurde dann letztlich realisiert.

Nach eineinhalb Jahren Bauzeit war es soweit: Drei Tage lang feierten die Uttinger das Fest

der Weihe ihrer neuen Pfarrkirche. Ganz Utting, so schien es, war damals auf den Beinen. Der damalige Augsburger Bischof Dr. Josef Stimpfle weihte am 25. September 1988 den neuen Altar und den Kirchenraum. In seiner Predigt lobte er die gelungene Architektur des Erweiterungsbaus. In glücklicher Weise sei das Alte mit dem Neuen verbunden worden. „Wir Menschen sind dem Wandel der Zeit unterworfen. Die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns mit ihnen.“ Genauso gesellten sich neue Baustile und Bauelemente zu den alten. In seinem Vorwort zur Festschrift aber betonte er: „Wichtiger als der Bau aus Stein aber ist die lebendige Gemeinde, die sich Sonntag für Sonntag versammelt, um das Wort Gottes zu hören und das Herrenmahl zu feiern.“

Eine neue Orgel

Der neue Kirchenraum war nun vollendet. Aber ein entscheidendes Element fehlte noch: eine neue Orgel, die den neuen Raumverhältnissen Rechnung trug und deren Klang den Vorstellungen der Zeit genügte. Die alte Orgel war vor Beginn der Bauarbeiten nach St. Leonhard verbracht worden, wo sie bis heute ihren Dienst tut. Bereits im Jahr 1987, noch vor Vollendung der Pfarrkirche, war mit den Planungen für die neue Orgel begonnen worden. Konzerte und Spendenaktionen wurden initiiert, um zur Finanzierung des Werkes beizutragen. Wieder war das Engagement vieler Ehrenamtlicher ein wichtiger Motor für die Realisierung des Projekts. Das Konzept der Firma Riegner & Friedrich aus Hohenpeißenberg überzeugte sowohl künstlerisch als auch durch sein Preis-Leistungs-Verhältnis.

Nach sechsjähriger Wartezeit, in der man sich mit einer Leihorgel von Riegner & Friedrich behalf, konnte die neue zweimanualige Orgel am 24. Oktober 1993 vom damaligen Abt von Ottobeuren, Vitalis Altthaler OSB, geweiht werden. Der Uttinger Kirchenchor sang im Festgottesdienst die „Krönungsmesse“ von Mozart – eine beachtliche Leistung, die wohl auch durch die Begeisterung über die neue Orgel und ihren großartigen Klang angespornt wurde. Entstanden war nämlich ein Instrument, das in seiner Qualität in der Region seinesgleichen sucht. Am Weihetag kamen sogar die Augsburger Domsingknaben nach Utting, ebenso Domorganist Reinhard Kammler und das Collegium Musicum Landsberg unter der Leitung von Alfons Schmidt, um das Fest der Orgelweihe mit einem Konzert zu beschließen.



30 Jahre Pfarrkirche Mariä Heimsuchung und 25 Jahre Orgel - zwei Jubiläen in einem Jahr, die gebührend gefeiert werden dürfen. Sie erinnern daran, dass ein Kirchenbau und eine Orgel nur dann wirklich Geltung beanspruchen können, wenn sie einer lebendigen Gemeinde zur würdigen Feier des Gottesdienstes dienen.

Andrea Weißenbach

Auf dem Weg der Versöhnung

Interview mit Don Bruno Mondino, Boves



Vor ziemlich genau fünf Jahren hat für unsere Pfarreiengemeinschaft ein erstaunlicher und so nicht vorhersehbarer Weg begonnen. Ein Weg der Freundschaft und des gegenseitigen Verstehens mit den Menschen der Pfarrei San Bartolomeo in Boves im Piemont, Italien. Nicht zuletzt das „Schondorfer Friedensgebet“ ist daraus entstanden. Der Anlass für diese deutsch-italienische Freundschaft ist ein schrecklicher: das Massaker von Boves am 19. September 1943. Jochen Peiper, Standartenführer der Waffen-SS, war für dieses Kriegsverbrechen verantwortlich. Er liegt auf dem gemeindlichen Friedhof unterhalb von St. Anna in Schondorf begraben.

Zum fünfjährigen Jubiläum unserer Freundschaft schauen wir zurück und gleichzeitig in die Zukunft. Wir tun dies im Gespräch mit Don Bruno Mondino. Er ist Pfarrer der Pfarrei San Bartolomeo in Boves und ein dynamischer Motor unserer Begegnungen.

Don Bruno, vor fünf Jahren, im März 2013, haben Sie gemeinsam mit einigen Mitgliedern Ihrer Pfarrei einen Brief an unseren damaligen Pfarrer Msgr. Heinrich Weiß geschrieben. Sie schilderten darin das Massaker von Boves und teilten uns Ihre Intention mit, wonach etwas Gutes aus den schrecklichen Erfahrungen erwachsen sollte. Dieser Brief verursachte Fassungslosigkeit und Entsetzen in unseren Reihen; denn die geschilderten Ereignisse und die Existenz des Peiper-Grabes war uns bis dato nicht bekannt gewesen. Ihr Brief markiert aber auch den Beginn einer freundschaftlichen Verbindung zwischen Boves und Schondorf. Was ist nach Ihrem Eindruck in diesen fünf Jahren gewachsen?

Unsere damalige Initiative ist Teil des Weges, den die Associazione Don Bernardi und Don Ghibaldi zusammen mit der Pfarrei Boves bereits beschritten hatte. Und dieser Weg der Versöhnung sollte nun auch ganz praktische Konsequenzen haben. Damals begingen wir den siebzigsten Jahres-

tag der Ereignisse von Boves, und so dachten wir, es sei an der Zeit für einen bedeutsamen Schritt. Wir waren freilich nicht ganz sicher, wie dieser Schritt aussehen könnte. Also haben wir uns beraten lassen, und so sind schließlich zwei Initiativen entstanden. Zuerst einmal gedachten wir in der Messe am 19. September unserer Toten, zugleich aber auch des deutschen Soldaten Willy Steinmetz, der an diesem Tag bei den Kämpfen zwischen den deutschen Truppen und den Partisanen in den Hügeln von Boves den Tod gefunden hatte. Zweitens nahmen wir mit der Pfarrei Schondorf Kontakt auf. Die Begegnung mit den Mitgliedern der Pfarrei war von Anfang an von Freude und spontaner, herzlicher Verbundenheit geprägt. Wir fanden eine aufgeschlossene Gemeinde vor, die unsere Geschichte ernsthaft kennenlernen wollte und die sich darüber freute, den Weg der Versöhnung gemeinsam mit uns zu gehen. Für diese freund-



liche Aufnahme und Offenheit empfinden wir tiefen Dank. Und heute, fünf Jahre nach unserer ersten Begegnung, können wir diesen ersten Eindruck nur bestätigen. In diesen Jahren ist eine echte Freundschaft gewachsen, die aus ganz einfachen Dingen besteht. Da waren zum einen die gegenseitige Besuche, bei denen wir auch die jeweilige Region mit ihren Sehenswürdigkeiten in Natur und Kunst kennenlernen und die kulinarischen Besonderheiten unserer Küchen genießen durften. Und zum anderen war da die gemeinsame spirituelle Suche nach Wegen des Friedens und der Versöhnung, die ihre Orientierung aus der Frohen Botschaft Jesu bezieht. Das äußert sich z. B. in einer ganz konkreten Initiative: Am 19. eines jeden Monats versammeln wir uns sowohl in Schondorf als auch in Boves zu einem Friedensgebet.

Es war eine ungewöhnliche Bitte, die Sie bei Ihrem ersten Besuch vor fünf Jahren an uns richteten: Sie wollten gemeinsam mit der Delegation aus Boves das Grab von Jochen Peiper besuchen, um dort zu beten - am Grab jenes Mannes also, der für so viel Leid, Tod und Schrecken in Boves verantwortlich war. Warum dieser Wunsch? Und welche Gefühle haben Sie am Grab des SS-Mannes bewegt?

Woher dieser Wunsch kam? Nun, ich persönlich empfand den Besuch als einen Termin, dem ich mich nicht entziehen konnte, wenn ich den Weg der Versöhnung ernsthaft gehen wollte. Es war wohl ein wenig der Versuch, der Geschichte ins Auge zu blicken und mich dem Menschen zu nähern, der in der Tragödie vom 19. September eine so bedeutende Rolle ge-

spielt hatte. Freilich konnte ich mir nicht vorstellen, was ich in diesem Augenblick empfinden würde.

Der erste Besuch am Grab Jochen Peipers war ein sehr intensiver Moment, vor allem ein Moment der Stille. Ich war selbst erstaunt über meine Reaktion: Ich wusste nicht, was ich denken, was ich sagen sollte. Zum Glück hat dann Pater Georg Kappeler, der uns zuvor von seinen Kriegserinnerungen erzählt hatte, das Wort ergriffen. Er lud uns ein, für den Frieden zu beten. Dann hat er uns alle gesegnet. Dieser Segen an diesem Ort gab mir die letzte Gewissheit, dass wir den richtigen Weg eingeschlagen hatten.



Don Mario Ghibaudo

Zwei Details an diesem Grab haben mich sehr berührt. Erstens ist Peiper in einem Familiengrab bestattet. Sein Name ist einer unter vielen Namen von Familienangehörigen - was seine persönliche und historische Verantwortung natürlich nicht verdecken kann. Und zweitens handelt es sich hier wirklich um einen familiären Ort, ein schlichtes und gepflegtes Grab. Diese beiden Details haben den menschlichen Aspekt dieses Mannes für mich sichtbar und spürbar gemacht, ein Aspekt,

der die Kriegsverbrechen fast vergessen lässt. Dieser Aspekt ist unverzichtbar, wenn man sich dem Thema Versöhnung konstruktiv nähern will.

Für die beiden beim Massaker ermordeten Priester Don Giuseppe Bernardi und Don Mario Ghibaudo läuft derzeit das Seligsprechungsverfahren. Warum ist Ihnen und der Pfarrei San Bartolomeo diese Seligsprechung ein so wichtiges Anliegen?



Don Giuseppe Bernardi

Der Wunsch, ein Seligsprechungsverfahren für unsere beiden ermordeten Priester einzuleiten, stammt natürlich aus Boves, vor allem von den Menschen, die die beiden noch persönlich gekannt haben und die Zeugen ihrer Hingabe bis in den Tod gewesen waren, die erlebt haben, wie sie als Diener Gottes für die Menschen da waren. Doch dieser erste Anstoß wäre wohl nicht ausreichend gewesen. Entscheidend war ein zweiter Gedanke: dass diese Geschichte eine aktuelle Botschaft für die heutige Zeit in sich trägt. Diese Botschaft haben wir in dem Wort „Versöhnung“ zusammengefasst, verstanden im weitesten christlichen Sinn: Versöhnung zwischen den Menschen und Versöhnung als Ge-



Jochen Peiper am 19. September 1943

schenk Gottes. In diesem Sinn schafft das Bild von Don Mario, der von einem tödlichen Schuss getroffen wurde, als er einem Sterbenden die Absolution erteilte, ein eindrucksvolles Symbol.

Für mich und für ganz Boves sind Don Giuseppe und Don Mario eine kostbare Gabe, gleichsam ein „Talent“ im biblischen Sinne, das Gott uns anvertraut hat: Wir sind dankbar für dieses Geschenk - und zugleich spüren wir, dass es in unserer Verantwortung liegt, es gut zu verwalten. Als sichtbares Zeichen steht neben dem Seitenaltar in unserer Kirche, wo die beiden Priester bestattet sind, eine „Kassette der Vergebung“. Dort können wir unsere Gebete hineinlegen und unseren Dank für die Hilfe, die uns immer wieder zuteil wird, damit wir in der Versöhnung wachsen können.

Bei unseren gemeinsamen Begegnungen haben wir in Ihnen und vielen Bürgern von Boves eine große geistliche Tiefe und einen überwältigenden Willen zu Versöhnung und Frieden entdeckt. Diese Hal-

tung hat uns alle berührt und oftmals beschämt. Sie gipfelte in der Geste, bei der Übertragung der Reliquien der beiden Märtyrerpriester in die Pfarrkirche von Boves auch Zweien von uns den Reliquenschrein mit den Gebeinen Don Bernardis anzuvertrauen. Woher kommt diese großzügige Gesinnung?

Sie bezeichnen unsere Einladung als „großherzig“: Ich für meinen Teil finde es ebenso großherzig, dass Sie die Einladung angenommen haben! Dass Sie mit dabei waren, war eine

schöne Geste, die die Anwesenden sehr berührt hat. All das war möglich und - mehr noch: geradezu selbstverständlich - dank der freundschaftlichen Verbindung, die auf unserem gemeinsamen Weg entstanden ist und die dafür sorgt, dass wir Don Giuseppe und Don Mario als gemeinsames Erbe empfinden.

Was den Willen zur Versöhnung und zum Frieden anbelangt, befinden sich unsere Gemeinden Boves, Schondorf und Utting auf einem gemeinsamen Fundament. Es ist das Fundament des Evangeliums, das uns Orientierung gibt für unseren Weg und das Gebet als wesentliche Quelle unserer Ausdauer. Auch wir in Boves sehen und bewundern Ihre Entschlossenheit, diesen Weg fortzusetzen.

Am 19. September 2018 jährt sich zum 75. Mal das Massaker von Boves. Das Gedenken an dieses grausame Ereignis hat für die Menschen in Boves bis heute große Bedeutung. Wie werden Sie diesen Tag in diesem Jahr begehen?

Ja, das ist ein bedeutender Gedenktag dieses Jahr, eine Etappe, um uns zu erinnern, aber



Piazza Garibaldi nach dem 19. September 1943

auch vorauszublicken, damit wir gemeinsam eine Zukunft des Friedens erschaffen können. Deshalb wollen wir eine „Mini-Expo“ mit dem Titel „Baustellen der Versöhnung“ veranstalten. Neben der Geschichte

Zukunft der Freundschaft zwischen unseren Pfarrgemeinden in Boves, Utting und Schondorf?

Ich finde es wichtig, dass wir an jener Perspektive festhalten,

Unsere Aufgabe ist es, die Botschaft der Versöhnung zu verbreiten, die Don Giuseppe und Don Mario uns in unserer Geschichte mit auf den Weg gegeben haben. Wir haben erkannt, dass wir Versöhnung erlangen



Don Bruno mit den beiden Nichten von Mario Ghibaudo am Grab von Jochen Peiper

von Boves und unserem Weg der Versöhnung sollen in Ausstellungen und Videofilmen Ereignisse aus kirchlichen und zivilen Bereichen während des Zweiten Weltkriegs präsentiert werden. Daher die Bezeichnung „Mini-Expo“. Es sind Geschichten, die heute konkrete Wege zur Versöhnung aufzeigen können ... wir maßen uns nicht an, sie schon erreicht zu haben, wir wollen voneinander lernen und uns gegenseitig ermutigen. Daher der Titel „Baustellen der Versöhnung“.

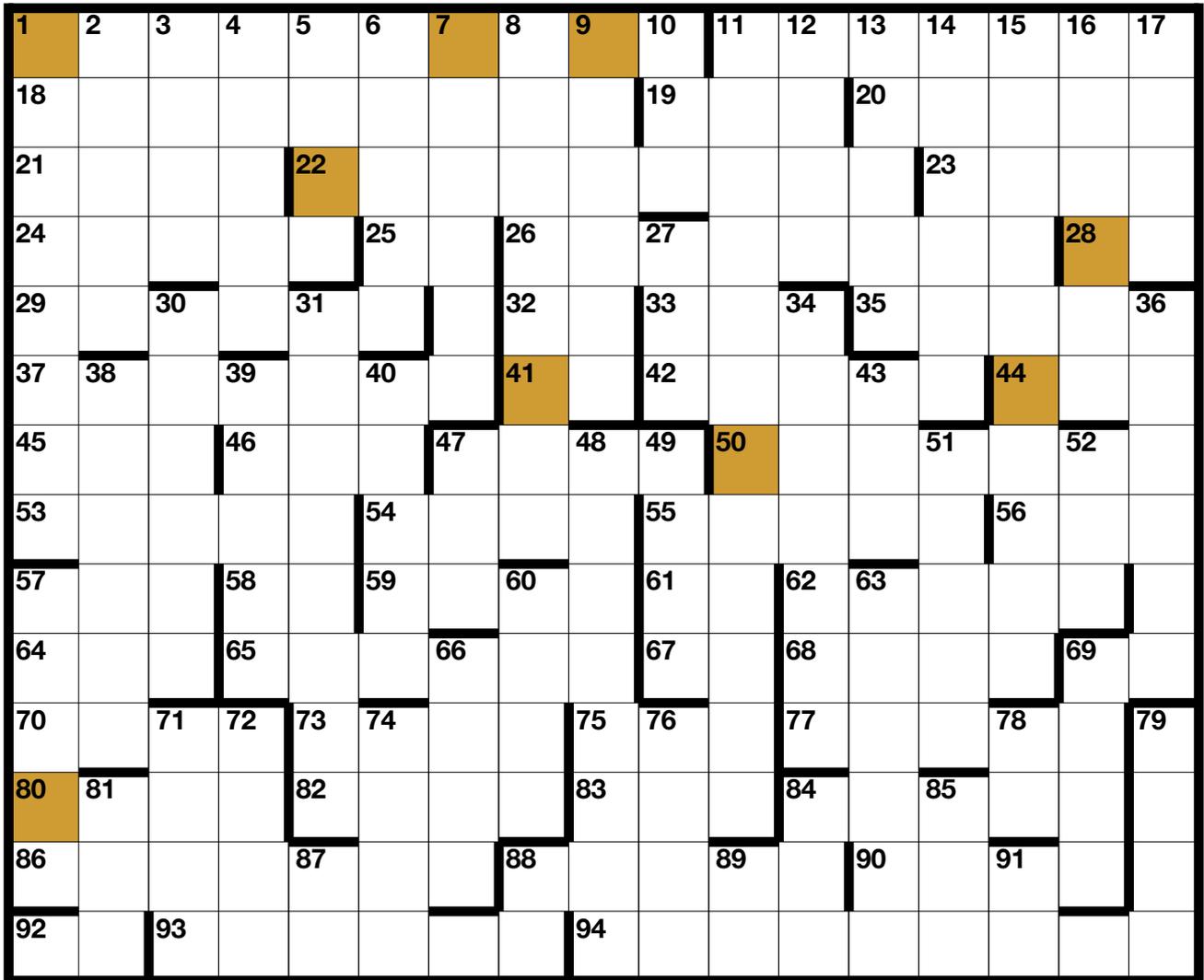
Eine Freundschaft will gepflegt werden, damit sie lebendig bleibt. Neue Initiativen müssen angestoßen und neue Wege eingeschlagen werden. Haben Sie eine Vision für die

mit der alles anfang, auch dank der tatkräftigen Unterstützung durch Msgr. Heinrich Weiß. Wir haben unseren Weg in aufrichtiger Verbundenheit begonnen, getragen vom Gebet und von der gemeinsamen Feier der Eucharistie. Von diesem Stil waren unsere ersten Besuche geprägt, und er lebt fort im Gebet am 19. eines jeden Monats im Rahmen der Aktion „Lichter für den Frieden“. Unsere Initiativen und neuen Ideen werden in diesem Kontext auf fruchtbaren Boden fallen. So wird sich dieses Jahr sehr intensiv gestalten: Aus Boves kommt im Juli eine Gruppe von Familien nach Schondorf und Utting, im Oktober dann der Chor „Pacem in terris“; für September laden wir Sie zu uns nach Boves ein.

können, wenn wir zusammenstehen und uns aufrichtig dem Licht Gottes öffnen. Der Herr möge uns die Kraft und die Freude geben, diesen Weg zu gehen.

*Interview: Andrea Weißenbach
Übersetzung aus dem Italienischen:
Christiane von Bechtolsheim*

Um die Ecke gedacht



Lösungswort

1	22	7	50	9	41	44	80	28
---	----	---	----	---	----	----	----	----

Ehrlich, Sie wollen es doch auch - unser Preisrätsel. Es kann sogar süchtig machen, stimmt's? Das erkennen wir an den Namen der Einsender, die immer wieder daran teilnehmen. Für sie und für alle, die sich bisher noch nicht daran gewagt haben, hat unser Rätselonkel wieder ein neues, wie immer kniffliges Kreuzworträtsel ersonnen. Und wie immer verlosen wir unter den Einsendern des richtigen Lösungswortes drei Büchergutscheine. Schicken Sie Ihre Lösung auf einer frankierten Postkarte mit Ihrer Anschrift an folgende Adresse:

Redaktion adeo
c/o Pfarrbüro Schondorf
Kennwort: Preisrätsel
Kirchberg 10
86938 Schondorf

Einsendeschluss ist der **15. Oktober 2018**. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen, ebenso die Teilnahme der Redaktionsmitglieder und ihrer Familienangehörigen. Alle drei Gewinner werden nach der Auslosung schriftlich benachrichtigt. Das Lösungswort und die Gewinner werden in der nächsten adeo-Ausgabe bekanntgegeben.
Und nun viel Spaß beim Knobeln!

Waagerecht:

1) Dieser Lurch hält's nach einem Mythos auch im Feuer aus; im Comic trägt er Schuhe **11)** Jetzt wird's mathematisch: So nennt man gemeinhin das Rechnen mit Unbekannten in Gleichungen **18)** Dramatische, mehrteilige Vertonung einer zumeist geistlichen Handlung, verteilt auf mehrere Personen, Chor und Orchester. **19)** Karolina, Katharina, Regina - bei denen geht's auch kürzer **20)** Bis ins Mittelalter wurde er in der Kirche noch mitgezählt, der vierte Erzengel **21)** Nessie lebt in einem solchen, manche Buben haben's in der Hose **22)** Dieser Motor ist kein Selbstzünder, er braucht Kerzen **23)** Heute machst Du's mit dem Handy, früher mit der Kamera **24)** Der Herr der Bienen **25)** Antike Stadt in Mesopotamien, von dort machte sich Abraham auf den Weg; vgl. Gen 11,27f **26)** Vor dieser Stadt erschien dem Saulus der Auferstandene, vgl. Apg 9,3-29 **28)** Elementsymbol von Tellur **29)** Mittelgebirge, beliebtes Ausflugsziel der Rhein-Main-Region **32)** Kurz und knapp: Europäische Union **33)** Ebenso knapp: Organisation der Vereinten Nationen **35)** Donald Duck ist so einer **37)** Auch als Ammonshorn bekannt **41)** Postskriptum in Briefen, aber kurz und deutsch **42)** Kaltes Grünzeug, aber viele mögen's **44)** Hat der Ostrocker, nein, der Rostocker auf dem Nummernschild **45)** Göttin der Morgenröte, auch Verlag in St. Ottilien **46)** Landesrundfunkanstalt für Berlin und Brandenburg **47)** Raubkatze auf Turnschuhen **50)** Dort fallen die Fälle in Nordamerika **53)** Dieser Wilhelm schrieb „Die schwarze Galeere“, und sein Nachname ist ebenso schwarz **54)** Mit Beinamen hieß dieses französische Freudenmädchen „la Douce“, die Süße **55)** Wenn Du Suppe schlürfst, hast Du ihn im Mund, den Vorderteil des Löffels **56)** Die kleinste Schnapszahl **57)** Er hat im Männerkloster das Sagen **58)** Er sollte nicht zu niedrig sein, wenn Du dieses Rätsel lösen willst **59)** Gehört zu den sieben Todsünden, aber nicht gleich wütend werden! **61)** Wer melkt, ist der Melker, wer mistet, ist der ...? Abk., auch für den englischen Herrn **62)** Munter und flink, aber hochgestochen **64)** So hieß die Taylor kurz und knapp **65)** Wüstenvolk in Sahel und Sahara **67)** Faultier, setzt sich aber auch für politische Gefangene ein, Abk. **68)** Gesichtserker **69)** Männliches Personalpronomen **70)** Halte ihn an, dann wirst Du blau im Gesicht **73)** Dem Bayern ist's wurscht, und dem Preußen? **75)** Fußballclub in Frankfurt, aber auch in Eching am Ammersee **77)** Wahlspruch von Johannes Paul II., lat., erstes Wort **80)** Die „Piazza dell'Olmo“ in Boves ist nach diesem Laubbaum benannt **82)** Die zweitgrößte Insel des Archipels Hawaii **83)** Schau nach am angegebenen Ort, aber mach's kurz! **84)** Bezeichnung für die ältesten erhaltenen Übersetzungen von Texten des Alten und Neuen Testaments ins Lateinische **86)** Zusammen mit dem Clausus beschränkt er die Zulassung zu manchen Studienfächern **88)** Sein Marsch „Pomp & Circumstance“ ist der Höhepunkt der alljährlichen „Last Night of the Proms“, Nachname **90)** Ob in der Vene oder auf der Autobahn - höchst unwillkommen! **92)** So nennt man heute den oder die Verfllossene(n) **93)** Diese Zierpflanze hat Benzin intus **94)** Ein mit Lorbeer bekränzter Dichter ist ein „Poeta?“ (lat.)

Senkrecht:

1) So ein Edelstein duldet keinen anderen neben sich **2)** Wohlgeruch, gibt's künstlich oder natürlich **3)** Wenn er ab ist, hilft nur streichen **4)** Dorthin brauchst Du keine Eulen mehr tragen **5)** Hier kann man untergehen, manche lassen sich die braune Pampe aber gerne auf den Körper packen **6)** Sagenhafter König in Britannien mit eigenem Ritterstammtisch **7)** Soll düngen, belastet aber das Trinkwasser **8)** So nennt der Arzt den Zwölffingerdarm **9)** Dahin waren zwei Jünger Jesu unterwegs, vgl. Lk 24,13-35 **10)** So heißt jeder spanische Fluss **11)** Wir lagen vor dieser Insel und hatten die Pest an Bord - wie aber heißt die Hauptstadt? **12)** Einziger Binnenstaat in Südostasien **13)** Gärtnerwurst **14)** Katholisches Bistum in Thüringen **15)** Der Raum, in dem Leben vorkommt **16)** Eine der Bedeutungen von „Heiland“ **17)** Eins dieser Affodillgewächse heißt mit Nachnamen „Vera“ **27)** Kann man auch ohne Zähne essen **30)** So nennt man im Rechnungswesen den Erlös, und schon ist die Steuer fällig **31)** Wer sich schlecht bettet, der liegt so **34)** Mit diesem Horn rief Roland 778 seinen Kaiser um Hilfe **36)** Schlupfhalbschuh mit Absatz, auch „Slipper“ genannt **38)** Stadtteil von Berlin, nach einem biblischen Land benannt **39)** Umlaufbahn eines Satelliten **40)** Drittgrößte Insel der Balearen **43)** Dateiformat für multimediale Projekte, auch AcetylAminoFluoren, Abk. **47)** Lateinische Vorsilbe und Präposition, steht für „vor“ **48)** Mündet in Rosenheim in den Inn **49)** So heißt die Tochter des Rätselonkels, ebenso die Frau von Gustav Mahler und Franz Werfel **51)** Durch Sandablagerungen während der Eiszeit entstandene Landform in Norddeutschland **52)** Raumlufttechnik, Abk. **57)** Dieser Kristall dient zur Blutstillung **60)** So verkürzt der Schüler den Religionsunterricht **63)** Chinesischer Philosoph, beeinflusste mit seinem Werk „Daodejing“ den Taoismus **66)** Entscheide Dich: rein oder...? **69)** Er wurde von seinem Bruder mit einem Teller Eintopf ums Erstgeburtsrecht beschissen, vgl. Gen 25,29-34 **71)** Zentralorgan aller bewegten Frauen **72)** Wenn ich den See seh', brauch' ich kein ... mehr **74)** Verärgert alle Reiter, wenn man ihren Untersatz so nennt **76)** Gattung der altnordischen Literatur **78)** Das führt der Ulmer im Schilde **79)** Siehe 78 waagerecht, zweites Wort **81)** Es werde Licht, sprach Gott, und zwar auf Latein: „Fiat ...“? **84)** Total verrückt, so ein InfraRotRadiometer **85)** Früher beliebtes Scheuermittel **87)** Kurz geratener Rechtsanwalt **88)** Erneuerbare Energien, kurz **89)** Sag ich, wenn's wehtut **91)** Das erste Testament, Abk.

Glück gehabt!

Mit dem Glück ist das so eine Sache. Der eine hat's, der andere nicht. Und manche haben es sogar öfters. Freilich, man kann's nicht zwingen. Scherben bringen nur Glück, wenn man nicht reingetreten ist. Und das vierblättrige Kleeblatt hat mit Glück nur insoweit zu tun, dass man es vielleicht findet. Ähnliches gilt für Hasenpfoten, Hufeisen oder andere Talismane.

Aber, wie gesagt, manche haben's eben. Pfarrer Engelbert Kaiser aus Südfrankreich zum Beispiel. Unser ehemaliger Schondorfer Pfarrer löst regelmäßig unser Preisrätsel, und Treue wird belohnt. Zum zweiten Mal schon wurde die Karte von Pfarrer Kaiser aus der Glückskugel gezogen, diesmal vom braven Ministranten Thaddäus (10) aus Utting. Da ging alles mit rechten Dingen zu. Alle Einsendungen waren in neutrale Kuverts verpackt, und Thaddäus mischte und mischte, bis die Glaskugel beschlug. Dann angelte er unter den aufmerksamen Blicken zweier unbestechlicher adeo-Redakteure folgende drei Gewinner heraus:



1. Preis (Büchergutschein 30,00 EUR):
Engelbert Kaiser aus Prémian, Frankreich
2. Preis (Büchergutschein 20,00 EUR):
Werner Happach aus Schondorf
3. Preis (Büchergutschein 10,00 EUR):
Richard Wolf aus Utting

Wir gratulieren den glücklichen Gewinnern und wünschen allen, die wieder mal leer ausgegangen sind, mehr Glück beim nächsten Mal!

Ach ja, das richtige Lösungswort war „MAGNIFICAT“.

Mit den Worten „Magnificat anima mea Dominum“ („Meine Seele preist den Herrn“) beginnt auf Lateinisch der Lobgesang Marias (Lk 1,46–55). In der Darstellung des Lukasevangeliums besucht Maria wenige Tage nach der Verkündigung durch den Engel Gabriel ihre Cousine Elisabeth, die mit Johannes dem Täufer schwanger ist. Diese Begebenheit wird Mariä Heimsuchung genannt. Auf Elisabeths Willkommensgruß antwortet Maria mit einem Hymnus im Stil der Psalmen, dem Magnificat. Darin rühmt Maria Gott als den, der sich allen Machtlosen und Hungernden zuwendet, um sie aufzurichten, die Mächtigen, Reichen und Hochmütigen hingegen von ihren Thronen stürzt.



Termine

Was	Wann	Wo
Kirchweih-Jubiläum 30 Jahre Pfarrkirche Mariä Heimsuchung Utting Festgottesdienst, anschließend Pfarrfest	Sonntag, 23. September 2018 10.00 Uhr	Mariä Heimsuchung, Utting
Jubiläum 25 Jahre Orgel in Mariä Heimsuchung Utting Festgottesdienst	Sonntag, 28. Oktober 2018 10.00 Uhr	Mariä Heimsuchung, Utting



**Mich ganz fordernd
im Vertrauen
lehrst du mich
lieben
leben
Glück**

Impressum

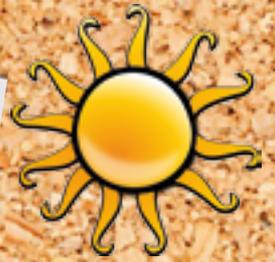
Auflage: 4.000 Stück, Kosten pro Exemplar: 0,48 €.
Herausgeber: Kath. Pfarreiengemeinschaft Utting-Schondorf, Ludwigstr. 14, 86919 Utting
V.i.S.d.P.: P. Xaver Namplampara CST, Ludwigstr. 14, 86919 Utting
Pfarrbüro: Tel. 08806-7577, Mail: buero@pg-utting.de
Kontakt Redaktionsteam: adeo@pg-utting.de

Titelgestaltung, Layout: Evelyn Kraus
Redaktion: Georg Kappeler SJ, Evelyn Kraus, Marius Langer, Andrea Weißenbach
Herstellung, Logistik: Martin Elsässer
Bildnachweis: Titel: colourbox.com; S. 2: Gerhard Meyer, Harburg; S. 4, 5: Peter Weidemann, in: Pfarrbriefservice.de; S. 6: Walter Nett / Aachen, in: Pfarrbriefservice.de; S. 8, 11, 24, 28, 31, 34: Andrea Weißenbach; S. 9: Richard Ferg; S. 10: © Anja Ostermann; S. 15: Marius Langer; S. 26-27: Richard Gratzl; S. 29-30: Associazione Don Giuseppe Bernardi e Don Mario Ghibaudo, Boves

Alle hier nicht genannten Fotos sind gemeinfrei.

Textnachweis: S. 12-14: Susanne Niemeyer, DLF Kultur, Sendung „Feiertag“ vom 15.04.2018; S.32-33: © Marius Langer; S.35: © Hans-Christoph Neuert (1958 - 2011), deutscher Aphoristiker und Lyriker

Servus, Richard!



Lieber Richard!

Die Mini-Treffen waren einfach immer super, obwohl ich bei den Uffingern oft die einzige war (das Pizzeessen war sehr schön!), weil du dir jedes Mal was Neues einfallen lassen hast. Auch die Ausflüge mit den Ministranten werde ich sehr vermissen. Ich hoffe, dass dir die Arbeit in Starnberg auch Spaß macht und dass du viele nette Menschen dort kennenlernst!

Deine Feli



Ich werde die ereignisreichen Jugendwochenenden mit dir, besonders des Whisky-Mixer-Spiel in Erinnerung behalten. Auch danke ich gerne an deinen interessanten Religionsunterricht in der Grundschule zurück. Ich werde deine Kreativität, deinen Humor und deine gute Laune vermissen. Für die Zukunft wünsche ich dir nur das Beste, und dass du in eine so nette Pfarrgemeinde wie Schöndorf kommen wirst!

Alles Liebe
Leonie ♥

Lieber Richard,

vielen Danke für die tolle Zeit, die Unterstützung und alles was ich von dir lernen durfte. Du hast mich echt super damals in die Aufgabe des Oberministranten angeführt und die ganze Zeit unterstützt. Ich erinnere mich gerne an die lustigen Jugendwochenenden und sonstigen Aktivitäten. Schade, dass du gehen musst. Viel Erfolg und nur das Beste für dich in Starnberg!

Simon

Lieber Richard!

Dass dein Weggang ein Verlust für die ganze Gemeinde - ob jung oder alt - sein wird, steht auf jeder Frage. Aber gerade uns jungen Leuten, die werden du und Deine hervorragende Jugendarbeit besonders fehlen! Ich hätte mir als Oberministrant keine bessere Unterstützung und freundschaftliche Zusammenarbeit wünschen können. Deine neue Gemeinde darf sich sehr glücklich schätzen! Danke für alles und kann Deine Kirche oft besuchen, alles Gute.

Marian Langer

Lieber Richard!

Schade, dass du gehen musst!
Du hast in unserer Pfarreiengemeinschaft sehr viel zum funktionierenden Ablauf beigetragen!

Danke für alles!
Christina Elzasser



Ich verbinde mit Richard Feg die schöne Zeit, die wir hier seit meiner Entkommen gemeinsam verbracht haben. Er war für mich immer ein Vorbild und ein guter Freund zugleich. Seine Unterstützung, sowohl in der Kirche, als auch im Privaten werde ich sehr vermissen. Letztendlich bleibt mir nichts anderes übrig, als dankbar auf die letzten Jahre zurückzublicken und dir, lieber Richard, alles Gute für die Zukunft zu wünschen.

Liebe Grüße, dein Freund Maxi